

Ariadne und Kalliope
Erzählung
Peter Kamber
(Fassung vom 5. Januar 2017)

„Ich habe ein Inneres, von dem ich nicht wusste. Alles geht jetzt dorthin. Ich weiß nicht, was dort geschieht.“ (Rainer Maria Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge, 1910; Frankfurt a. M. 1982, S. 10)

I

Nur ein Jahr trennte uns zwei Mädchen. Ich war die Ältere. Seit ich mich erinnern konnte, gingen wir Wagnisse ein, die uns desto mehr gefangen nahmen, je näher sie an jene Grenze führten, wo wir als Menschen die Kontrolle über uns verlieren. Nach und nach wurde es eine Sucht. Warum ich mir diese Spiele ausdachte, entzog sich meinem noch jungen Verstand, und später unterließ ich es bewusst, darüber nachzudenken.

Das erste Mal, vielleicht täusche ich mich, standen wir im Hochsommer auf einer abfallenden Wiese, auf der die Gras- und Blumenhalme uns kleinen Wesen fast bis zum Bauch reichten – und rannten hinab, immer schneller, schneller, bis die Füße und Beine uns nicht mehr tragen vermochten, wir vornüber fielen, uns schreiend und lachend überschlugen und im Weichen weiter purzelten oder seitwärts wie auf einem Teppich rollten, um dann, auf Hörweite voneinander tief atmend den kornhoch stehenden Halmen und Stengeln nach in den Himmel zu gucken, auf dem kleine weiße Wolken segelten. Oder wir pendelten stehend auf der Pneuschaukel des Spielplatzes und schwangen uns mit spitzem Schrei, um die Tragseile geklammert, auch dann noch kreischend weiter auf, wenn wir schon fast waagrecht in der Luft standen, und im Schwindelgefühl das Oben zum Unten wurde und umgekehrt. Erinnerunglich blieben die unendlichen Abstufungen damaligen Lachens bei jedem »Kannst du das auch?«-Erlebnis, selbst wenn sich alles um uns drehte. Etwas älter, fotografierten wir uns gegenseitig, stellten uns, nunmehr stumm und hart im Gesichtsausdruck, mit Tretrollern zuoberst auf eine hohe Straße, um uns dann nebeneinander ohne zu bremsen hinabzustürzen, zwischen fluchend oder entsetzt zur Seite springenden Passantinnen und Passanten hindurch; dasselbe im Winter auf unseren Schlitten, nur statt an Menschen an im Weiß dunkel dastehenden Bäumen vorbei oder in welche hinein, so dass es uns durch die Luft und über den Schnee und das harte Eis wirbelte. Blessuren ertrugen wir ohne zu weinen. Schorf, an dem wir kratzten, war, mit den Bildern, un-

ser sorgsam gepflegtes Gedächtnis. Langeweile trat erst ein, wenn uns nichts mehr weh tat. Unendlich lange betrachteten wir die Fotografien unserer frühesten Kindheit und die Aufnahmen unserer schon fremd gewordenen Eltern.

Wir redeten nie viel – uns genügten wenige Worte und die gewohnte Dosis Drama. Erzogen wurden wir, so weit ich zurückdenken kann, von wechselnden Hauslehrerinnen und -lehrern. In der großen Wohnung, gingen täglich Personen ein und aus. Seit dem Unfall, den nur wir zwei kleine Mädchen auf der Rückbank des Wagens unbeschadet und erinnerungslos überlebten, waren unsere Eltern pflegebedürftig: Mutter schweigend oder leise delirierend im Rollstuhl, Vater mit sanfter Stimme im Bett, aus dem er sich nicht erheben konnte. Am Steuer hatte *sie* den Wagen gelenkt, bei lauter Musik; er war auf dem Beifahrersitz eingeknickt, so wurde uns erzählt, und zum Unglück kam es, als meine kleine Schwester, die andauernd vor sich hin plapperte, und ich, die die schon erste Sätze sprach, unruhig wurden, zu weinen begannen, und meine Mutter, während sie in der Handtasche nach unseren Schnullern suchte, erst als sie wieder aufsaß merkte, dass sie sich auf der Gegenfahrbahn befand. Dieses Bild stammte von einer Zeitung. Es steckte lose, herausgeschnitten, in dem einzigen Album, das es von uns gab. Wir konnten uns nicht vorstellen, in diesem Wagenwrack gelegen zu haben.

Mutters Gesicht war weitgehend intakt. Sie schminkte sich mit steinernem Ausdruck, wirkte nach wie vor hübsch, noch fast so wie auf den Fotos. Auf einem Video, das ich von meiner Schwester machte, war Mutter unvermutet im Hintergrund zu sehen. Schräg geht sie aus dem Bild, peinlich gerade aufgerichtet, aber mit nach links verschobener Achse; das rechte Bein machte kürzere Schritte als das linke. Als wir es ihr zeigten, ertrug sie sichtlich den Anblick nicht, drückte jedoch immer wieder auf die Wiederholungstaste. Zuerst starb sie, infolge plötzlich hartnäckig verweigerter Nahrungsaufnahme, dann aus Kummer auch er. Der Zusammenhang wurde mir erst später klar. Wir waren inzwischen 15 und 16 Jahre alt – und Verwandte entschieden, es solle alles seinen gewohnten Weg nehmen: mit den stundenweise eingekauften Erzieherinnen und Erziehern, die höflich klingelten, bevor sie uns beim Schreiben der Hausaufgaben und artigen Kauen des angelieferten Abendessens überwachten. Denn in der Schule ging so weit alles gut, wir sorgten, tagsüber für keine sichtbaren Probleme. Und die Nächte hüllten Vieles in Dunkel. Wir öffneten die Türen, zuerst nur für Schulfreundinnen, mit denen wir die klebrigen und vielfarbigen Liköre der verwaisten Hausbar durchprobierten. In unserer Vorstellung waren die Eltern bereits weit weg. Wir sparten wir sie sorgfältig aus. Ohne dass Ariadne mir oder ich ihr das Wort je abschnitt, rührten wie auf geheime Vereinbarung nicht mehr an das Vergangene. Übrig blieben Bilder: Vaters immer schwerer werdende Augenlider, die er zuletzt nur noch hob, wenn das hochtourige Geräusch des Mixers aus der Küche zu ihm drang und seine Lippen den ihm eingelöffelten farbigen Brei aufsogen; Mutters ruheloser Blick, der in so starkem Kontrast zu der Anmut ihrer Gesten stand, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, und jener bittere Zug, der sich

in jedes Lächeln mischte, sobald wir vor ihr standen. Wir hatten die viel zu große Wohnung ganz für uns. Dann waren uns auch Jungs genehm. Geld war genügend da, wir lebten in einem Viertel der Reichen. Nur die Spiele meiner Schwester und mir wurden immer gefährlicher. Welcher Junge nach einem Fest bleiben durfte oder musste, entschieden wir nach wechselnden blinden Regeln. Das Spannende war weniger, was wir erlebten, als mit welcher Mimik wir uns zu verstehen gaben, was angeblich an Dramatischem geschehen würde. In der Liebe gab es zwischen uns keinen Wahrheitszwang, die Erfindung galt uns ebenso viel wie die unbekleidete Tatsache. Noch ohne das symbiotische kindliche Wir aufzulösen, traten wir auf diese Weise hinter unseren je eigenen Zimmertür allmählich zueinander auf Distanz – durch die Fiktion. Flunkernd erst lernten wir Ich zu sagen.

Die Verwandten schienen froh, sich zurückziehen zu dürfen, als wir beide die Volljährigkeit erreichten. Unversehens war es zu spät für die Fragen, die wir aus vordergründigem Takt und Respekt nie gestellt hatten. Jugendliche schrecken von einem gewissen Alter an davor zurück, sich nach den gescheiterten Projekten ihrer Mütter und Väter zu erkundigen, ganz so als fürchteten sie, hoch offiziell jenen Familienauftrag zu erhalten, den sie längst in sich spüren und den sie in sich ersticken zu müssen glauben, um selbst frei atmen zu können.

Ariadne studierte Wirtschaft und ich, ähnlich lustlos wie sie, Jurisprudenz. Wochenend- und Ferienflüge, deren Zielort wir mit geschlossenen Augen und kreisendem Zeigefinger über der Weltkarte aussuchten, boten uns bald nichts mehr, genauso wie die Erfahrung einer im Innern gefühllosen Liebe. Der Spielraum für schwindelerregende Situationen, die den Atem und den Puls schneller gehen ließen, begrenzt sich nach und nach von selbst. Wird Empfindung nicht erst durch Bindung zum Gefühl? Kaum wirklich im Leben stehend, gab es anscheinend nichts mehr, das wir nicht schon kannten. Außer den eigenen Tod.

In einer Vorlesung über das Testamentsrecht hatte eine Professorin als Grenzfall die notariell beglaubigte Anordnung erwähnt, nach dem eigenen Ableben eingefroren und zu einem späteren Zeitpunkt wieder aufgetaut zu werden, wenn die Medizin so weit wäre, die Krankheit, an der wir sterben würden, zu heilen. »Gesetzt den Fall«, sagte sie, »es gelingt auch nur in einem belegten Fall, das Herz wieder in Bewegung zu setzen und die Todesursache im noch frisch erhaltenen Leib nachträglich zu beheben: was bedeutet dann das Einfrieren für das Erbrecht? Hört der Tod auf, der Tod zu sein? Gibt es für Nachkommen dann bloß noch ein Erbe auf Zusehen? Mit der Verpflichtung zur Rückgabe des Vermachten an die Wiederauferstandenen?«

Mir ließ dieser Gedanke keine Ruhe. In der großen Kühltruhe voll Eiskrem, Gemüse und Fleisch, welche die Speisekammer neben der Küche füllte, war nach oben hin und der Länge nach genauso viel Platz war wie für mich, Von da an blickte ich mit dunkler Getriebenheit auf diesen ... Eissarg. Ich wollte

wissen, wie dieser irritierende Augenblick des Aufwachens wäre – nach einem Gefrierschlaf. Die Vorstellung ließ mich nicht mehr los. Unverständliches analysieren und darüber eine unanfechtbare Erklärung abzugeben wurde für mich zur Kunst der Jurisprudenz. Ich trat im Anschluss an die Vorlesungen stets zum Stehpult der Professorin, um ihr, ohne meinen Plan zu enthüllen, Sachfragen zu stellen, die mich instand setzen sollten, so vorzugehen, dass keinerlei Schuld auf meine Schwester fiel, wenn etwas schief ginge.

II

Worauf beruht die Empfindung fragloser Nähe? Bilden sich unterschiedliche Tagesrhythmen heraus, rücken Menschen schon voneinander ab. Unmerklich verliert sich das Gefühl wortlosen Verstehens. Ein Jahr früher geboren worden zu sein, machte mich ohnehin auf ewig zur älteren Schwester – und seltsamerweise wuchs dieser Unterschied, statt sich aufzulösen. Ariadne hatte schon als Kind etwas Somnambules – wie schlafwandelnd ging sie durch das Leben. Im Spiel verfiel sie in Trance – Erregung, Entzücken steigerten sich beinahe zur Gefühllosigkeit. Nur im Schimmern ihrer Augen erkannte ich, dass sie ganz bei mir war. So ruhig ging ihr Atem. Dieses Band zu ihr zu spüren, war für mich das Glück. So wie früher war sie zwar sofort noch für jeden verrückten Einfall von mir zu gewinnen. Aber je länger desto weniger hatte ich den Eindruck, sie selbst dabei noch innerlich zu berühren. Sie begann die Kunst, gegenwärtig und doch abwesend zu sein, in Gedanken und Gefühlen bis zur Virtuosität zu entwickeln.

Wie um mir nicht verletzen zu wollen, kam Ariadne *zu sich selbst*, ohne die zunehmende Entfernung spürbar werden zu lassen. Es gibt Menschen, die in ihrem Innern einen großen Weg zurücklegen, lange bevor sie es äußerlich tun. Durch niemanden fassbar zu sein erschien Ariadne unversehens als das letzte Ideal. Auf einmal wurde mir klar, dass ich sie jetzt erst hörte, Ich zu sagen.

Betroffen machte ich mir Vorwürfe. Statt von mir hatte ich immer von *uns* gesprochen. Es war ein gespenstisches Wir. Jenes Schicksal, das uns unschuldig schuldhaft mit dem Tod verband, hatte Ariadne und mich zu einer geschwisterlichen Einheit gebracht, die sich auflöste, ohne scheinbar etwas Neuem Platz zu schaffen. Weder bei ihr noch bei mir war abzusehen, ob sich diese Leere jemals füllen würde. Nicht dass ich mir Sorgen um Ariadne hätten machen müssen. Sie war eine gute Studentin, brachte es in den Wirtschaftswissenschaften zu Spitzennoten, lernte alles, was es auf ihrem Spezialgebiet, dem Investitionsbanksektor, zu wissen gab, hatte augenfällig wahllose Liebschaften mit Finanzspezialisten, die in ihr auch nicht mehr sahen, als sie selbst es jeweils zuließ, und sie dafür in die Geheimnisse des Börsenhandels einweihten, von denen selbst ihre Professorinnen und Professoren noch nichts ahnten. Ariadne entglitt mir, und ich ließ es mit der Trauer geschehen, die ältere Geschwister empfinden, wenn sie merken, dass kindliche Machtkonstellationen sich auflösen, ja, sich auf unerwartete, fast

bedrohliche Weise verkehren. Obwohl ich nicht sagen konnte, dass Ariadne je unter mir gelitten hätte, zog ich in Betracht, keine gute ältere Schwester für sie gewesen zu sein. Indem *wir* – immer noch dieses *wir* – uns als Kinder gegen den Schmerz abschirmten, härteten wir beide uns ohne zu wissen warum auch gegen echte Gefühle füreinander ab. Hatte ich ihr eigennützig die Möglichkeit genommen, sich unter Umständen zu einer ganz anderen Person zu entwickeln? Allein wegen des einen Jahres Unterschied, war ich der Versuchung erlegen, sie zu dominieren, und sah mich noch nicht in der Lage, diese Kontrolle über sie ganz abzugeben. Ohne die Gründe zu begreifen, fand ich mich nach wie von einem unergründlichen Verlangen beherrscht, sie in mein System einzubinden. In dieses *Wir*.

Da äußerte ich ihr gegenüber erstmals meinen Plan mit der Kühltruhe. Die Sache war zu einer fixen Idee geworden.

Ariadne schien durch mich hindurch zu blicken, als ich ihr enthüllte, was ich vorhatte. Doch anders als früher lag in ihren Augen, in ihrem Lächeln und in ihrer Körperhaltung nun eine Distanz, die ich zu fürchten begann. Als hätte ich selbst die Trauer um den Verlust der Eltern allein wegen Ariadne nie vollzogen, verspürte ich mit jeder Sekunde, in der sie sich weiter von mir entfernte, einen pochenden, sich vertiefenden Schmerz.

»Kalliope, du willst also, dass ich ...« Ariadne sprach nicht weiter. Ich erschrak. Wann hatte ich meine kleine Schwester, die eine erwachsene Frau geworden war, zum letzten Mal meinen Namen aussprechen hören?

Sie fuhr fort: »Nein, das tun wir nicht. Für dich wäre es möglicherweise spannend – schwer nachvollziehen: Was um alles in der Welt suchst du in einem Schneewittchensarg? –, aber für mich ...?«

Ohne sie war ich nicht mehr ganz bei mir, das wusste ich nun. Doch wo sie *bei sich* war, blieb für mich noch nicht zu erkennen. Ich konnte also auch noch nicht von ihr lernen. Nie war ich mit Worten in sie eingedrungen. Es hatte sich zwischen uns alles immer spielerisch, gleichsam wie von selbst, ergeben – eine Täuschung, vielleicht –, und ich fragte sie auch jetzt nicht, was sie denke, was in ihr vorgehe. Das hatten wir uns gegenseitig nie gefragt. Und nun schien es plötzlich zu spät, eine solche Frage noch zu stellen.

III

Ich hatte die Hand am Verschluss der offenstehenden Truhe. Langsam drückte Ariadne den Deckel nieder. Mein gestreckter Arm gab nach. Sie blickte mich an und sprach: »Es wäre ein beängstigender Gedanke, dazusitzen, auf die Uhr zu schauen und einen von dir willkürlich, ohne wissenschaftliche Anhaltspunkte festgelegten Zeitpunkt abzuwarten.« Keine Spur von Lachen lag auf ihrem Ge-

sicht, als sie sagte: »Wie witzlos, dich wie ein womöglich hartgefrorenes Stück Geflügel auftauen zu müssen.«

Weshalb nur hatte ich außer Acht gelassen, dass Ariadne kein Fleisch mehr aß – und diesen Tiefkühlungetüm hasste.

Da erzählte ich ihr von dem Albtraum, den ich hatte, lange zuvor. Mich schauderte noch immer.

»Der Gedanke kam dir in einem Traum?«

»Ja.«

»Vorher hast du nie daran gedacht?«

»In diesem Traum sagtest, du würdest es tun ...«

»Ich willigte ein?«

»Ich lag, mit Daunenjacke, Handschuhen und Mütze hier drin, auch meine Schuhe hatte ich an, glaube ich, aber da ›sah‹ ich, wie du die Wohnung verlassen hast und nicht mehr zurückkehrtest ...«

Ariadne blickte mich verständnislos an.

»Ich weiß noch, wie ich während des Träumens begann, den Traum zu verändern – ich hatte Geburtstag, wer immer mit mir befreundet oder gut bekannt war, befand sich in der Wohnung. Sie suchten mich, fanden aber nur, unübersehbar, eine kurze schriftliche Anweisung.«

»Wer ließ sie herein, wenn ich nicht da war?«

»Daran dachte ich nicht in meinem Traum.«

»Und da lag ein großer Zettel?«

»Ja«, sagte ich.

»Und das Fest begann, als die Gäste sich um die Truhe versammelten und sie öffneten – wie einen Schneewittchensarg? Wie pathetisch, Kalliope.«

In meinem Auge bildete sich schmerzhaft eine Träne. »Es war schön. Dann wurde gekocht ... «

»Bis der ganze Inhalt der Kühltruhe gegessen war? Ein großes Fest?«

»Und du kehrtest zurück, Ariadne, stumm. Du warst plötzlich wieder da, nahmst teil.«

»Du hast mich nicht zur Rede gestellt?«

»Nein, es war so, wie es war.«

»Dann erwachtest du, glücklich, aus deinem Traum?«

Ich seufzte. Ariadne betonte den Satz so, dass sie den wunden Punkt traf, ohne weh zu tun.

»Du warst unverletzt?« Es klang fürsorglich.

Ich antwortete: »Erst als ich am folgenden Tag darüber nachdachte, überlegte ich mir, es wären vielleicht das eine Ohr und der kleine Finger der einen Hand zur Hälfte abgefroren – realistischweise. Ich sah sie ganz weiß, mit feinsten Kristallen überzogen ...«

»Und müssten durch plastische Chirurgie in weichem Kunststoff ersetzt werden?«

»Ja«, sagte ich, mit der Trauer, die einen befällt, wenn wir uns mit unseren lächerlichsten Gefühlen bloßgestellt sehen.

Von da an war Ariadne die Stärkere von uns beiden. Es musste nicht eigens ausgesprochen werden. Kampflös nahm ich es hin.

IV

Ich begann eine Therapie, wandte mich im Studium vom Testamentsrecht ab, vertiefte mich stattdessen in die Rechtsphilosophie. Dachte über Machtbesessenheit, Ungerechtigkeit und Demagogie nach. Las Cicero, der die Tyrannei als *»die abscheulichste Staatsform«* bezeichnete. Und ich vertiefte mich in die Wissensphilosophie von Aristoteles. Der sagte, »es kann wohl geschehen, dass jemand etwas Unwahres eher glaubt als die Wahrheit«. Damit stellte er uns ein geistiges Armutszeugnis als Menschen aus. Gerüchte greifen bei uns genau da an, wo uns einst der Herdentrieb lenkte. Plato und Aristoteles gegenüber standen die Sophisten, denen es Spaß bereitete, mit verdrehten Argumenten Schulmeinungen auf den Kopf zu stellen und den Anschein als Wirklichkeit zu verkaufen. Mit Nachdruck stellte sich Aristoteles die Frage, *»weshalb etwas als wahr erscheinen kann, ohne wahr zu sein [...]«*. Und stellte schon in der Antike die Grundforderung des Rationalismus auf: Wir müssten *»nicht nur die Wahrheit feststellen«, »sondern auch die Ursache des Irrtums«*. *»Die Schlüsse, die Falsches ergeben, muss man entkräften, indem man den Punkt umstößt, auf dem die falsche Folgerung beruht.«*

Während es Ariadne beim Tanzen schaffte, sich den Kopf frei zu machen, legte ich in Schwimmhallen Bahn um Bahn zurück, in nichts als die eigene Bewegung und das Gefühl des Wassers auf der Haut vertieft. So lernten wir beide auf die Prüfungen. Im Berufsleben angelangt, fand meine Schwester eine Anstellung bei einer Nichtregierungsorganisation, ich in einer Rechtskanzlei.

Die letzten Wochen der Therapie waren die schönsten. Ich war es, die eine Person, die sich um mich gekümmert hatte, immer da gewesen war, in freiem Willen verlassen durfte – ohne Schuldgefühle haben zu müssen. Ich kündigte es an, wurde respektvoll zu meinen Gründen befragt, die ich nannte und sie wurden nach gemeinsamer Prüfung ohne Eifersucht akzeptiert. Liebe ist zu oft eine Art Raub, sollte aber ein Geschenk sein. Was das die Lehre, die ich zog?

Mir war dennoch erst mal nicht danach zumute, mich nach Liebschaften umzusehen. Zu sehr genoss ich dieses erstmalige Gefühl vollkommener Unabhängigkeit – das Abenteuer, Ich zu sagen.

Außerdem war schon wieder am Lernen – für die Zulassung als Anwältin.

Ariadne indessen verliebte sich erstmals bis zu dem Punkt, an dem es kein Halten mehr gab, ausgerechnet an einer Tagung zur Annullierung der Schulden der Welt in Griechenland – in einen jungen, gleichaltrigen Teilnehmer mit kurzgeschnittenem Stirnhaar von Sonnenöl glänzendem Bizeps, der sie anlächelte, als er von seinem Stadtrad stieg, zufällig in die gleiche Richtung ging und rücksichtsvoll genug war, den Blick zu senken, als sich herausstellte, dass sie dieselbe Veranstaltung besuchten: eine Diskussionsgruppe bei einer spanischen Philosophin, die lehrte, wenn Menschen »wir« sagten, sei dieses Gemeinsame konkret, nicht abstrakt zu denken. Ariadne wechselte radikal die Seite, wollte nicht mehr Börsenhändlerin werden, wie zuvor.

Sie nannte ihn ihren Theseus. Auf die *Wahrnehmung*, sagt Aristoteles irgendwo sinngemäß, folgt das *Begehren*.

Der Kongress war Teil einer *Entschuldungskampagne*. Theseus gehörte einem Athener Komitee an, das den Anlass mit organisierte. Wir suchen, meinte die spanische Philosophin, *hier und jetzt* das Verbindende, nicht im nostalgischen *Gestern* einer Nation, Religion, Klasse, Kultur oder Liebe, auch nicht in einer Utopie oder eines Lebenstraums *morgen*. Ariadne meldete sich zu Wort: »Wenn es wahr ist, dass Neugierde, Freude und Offenheit zur Suche einer stets neuen Erfahrung der Gemeinsamkeit antreiben, dann knüpft sich doch daran gleich die Frage: Was für ein tieferes Gefühl führt Menschen im Gegenteil zu einem negativen Ausblick und zum misstrauischen Gedanken: ›Was ist es, das uns trennt?‹ Wenn die Gegenbegriffe, auf die wir da stoßen, Bitterkeit, Enge des Denkens sind oder eben Nostalgie sind, ein nicht Loskommen von idealisierten Bildern der Vergangenheit – worin haben sie ihren Ursprung? Wodurch kennzeichnen sich Zeiten, in denen die auf Rückzug gerichtete Parole des ›Nicht die anderen auch, nur wir allein!‹ zur Losung wird?«

Die Philosophin sagte: »Bei all den Gegensatzpaaren, die wir finden – Neugierde gegen Misstrauen, Liebe gegen Hass –, ist selbstverständlich an Aristoteles zu denken, der dazu aufrief, zwischen einem Zuviel und Zuwenig stets das richtige Maß zu finden, wobei ich annehme, dass diese Mitte, wie gesagt vom konkreten Fall abhängt. Ertrinkt unmittelbar vor uns ein Mensch und wir können selbst nicht schwimmen, dann bestünde das Gegensatzpaar in den Begriffen Tollkühnheit und Feigheit. Die aristotelische Mitte wäre einfach *Mut*. Tollkühn wäre es, der ertrinkenden Person planlos nachzuspringen; feige wäre, den Kopf einfach abzuwenden; sinnvoll aber, den Arm auszustrecken und vielleicht mit einem Ast oder dem sprichwörtlichen Strohalm die Person an Land zu ziehen. Aber Aristoteles' Ethik des richtigen Maßes darf nicht falsch verstanden werden: sinkt ein Schiff, sind selbstverständlich alle zu retten; es geht nicht, dass wir, dass wir nach Rettung der Hälfte die Anstrengungen einstellen und alle Übrigen ertrinken lassen. Auch sich selbstgerecht damit abzufinden, dass die eine Hälfte der Welt reich, die andere aber arm bleibt, ist in diesem Sinn unethisch. Wenn Selbstgerechtigkeit und vollständige Selbstaufgabe ein solches aristotelisches

Begriffspaar sind, läge die Mitte in einer Daueranstrengung, die uns genauso viel Kräfte abfordert, wie sie uns täglich wieder zuwachsen.«

Da meldete sich Theseus: »Wenn wir beim Beispiel der Liebe und Nostalgie bleiben ...« Unwillkürlich *suchten* Theseus und Ariadne Blickkontakt. »... so wäre eine bestimmte Form, welche die Nostalgie annehmen kann, doch die Eifersucht. Sie ist eine spezielle Form des Neids. Neid bezieht sich in der Regel auf etwas, das wir nicht besitzen und noch nie besessen haben, von dem wir uns häufig genug auch eine falsche Vorstellung machen. Eifersucht aber betrifft etwas, das wir in- und auswendig kennen, etwas, das wir plötzlich entbehren müssen, worauf wir aber einen alleinigen Anspruch zu haben glauben. Wir sind, ohne es zu merken, in eine Geschichtsperiode der Eifersucht eingetreten. In solchen schlechten Zeiten will niemand mehr das Geringste freiwillig abtreten oder teilen. Eifersucht denkt nur an sich, um jeden Preis.«

Die Professorin fragte: »Konkret?«

Theseus ergänzte: »Eigensüchtiger Protektionismus; bewaffneter nationaler Pathos vorgefertigter Antworten, der nur hoffen kann, niemals Antworten geben zu müssen auf Fragen, die nicht vorgesehen sind; jedes Land, jede Region, jeder Clan setzt sich absolut; alle klammern sich an das Wenige, das sie haben; List, Betrug und gnadenlose Härte erscheinen plötzlich legitim; der eigene Vorteil und die Macht werden zu obersten Sicherheitszielen; das Regime des ›Wir zuerst‹ führt zwingend zum ›Alle gegen alle‹; was verunsichern könnte, wird verfolgt; wer Fragen stellt, gerät unter Terrorverdacht, weil nichts mehr Angst bereitet als der Verlust der eigenen Gewissheit.«

Erneut unterbrach ihn die Professorin: »Aber ist Eifersucht immer dieselbe Eifersucht? Denken heißt, die Dinge klarsichtig auseinanderzuhalten und wo nötig Unterscheidungen zu treffen. Sprichst du von der begehrten Person oder von der begehrenden? Unterscheide!«

Er sagte: »Wer die Eifersucht der anderen Person als Teil der Liebe akzeptiert, lernt, sie zu genießen.«

Die Professorin warf ironisch ein: »Du hast also konkret das Beispiel einer Person vor Augen, die von mindestens zwei Person begehrt wird?« Alle lachten. »Und wie sieht dieselbe Geschichte aus der Sicht jener Person aus, die eine Liebe zu verlieren riskiert?«

Theseus versicherte: »Erst das nagende Gefühl der Eifersucht in uns zeigt uns, dass wir überhaupt lieben. Es ist uns nicht gleichgültig, wie sich die andere Person verhält.«

»Ich verstehe«, sagte die Professorin sarkastisch, »und du behauptest also, dass es neben der – nennen wir sie so – hässlich-rachsüchtigen Eifersucht noch eine andere Form gäbe? Beschreib sie etwas näher!«

»Na, eine einfühlende.«

»Du meinst also, wer sich – sagen wir es ungeschminkt – betrogen vorkommt, soll sich in die geliebte, aber allem Anschein nach treulose Person einfühlen? Deren Genüsse verstehend nachvollziehen?« Wieder gab es Gelächter.

Theseus blieb fest: »Wer wirklich liebt, denkt immer auch in den Kategorien der anderen Person. Sind wir in der schmeichelhaften Position, umworben zu werden, so rührt es uns, wenn wir merken, dass jeder selbstsüchtige Schritt, den wir zu zufälligem, vorübergehendem und, seien wir in diesem Punkt ehrlich, verzichtbarem zusätzlichem Glück unternehmen würden, in dieser anderen Person Leiden verursacht. So wie im Kleinen, so im Großen. Gier zeigt sich, wenn wir nicht genug von dem bekommen, das wir schon besitzen, und wir uns zu diesem Zweck auf unfaire Weise zusätzliche Vorteile verschaffen. Umgekehrt denkt aber ebenfalls allein nur an sich selbst, wer der uneinsichtigen Form der Eifersucht verfällt und am Ende nicht einmal vor Mord zurückschreckt. Falsche Sicherheit ist teuer erkaufte; Freiheit existiert nicht mehr in einer solchen Welt.«

Die Professorin blickte auf die Uhr: »Also, zwei Wortmeldungen, die in dieselbe Richtung zielen. Ariadne am Beispiel des missgünstigen Misstrauens und Theseus mit der aussichtslosen Rachsucht thematisieren beide, welche Schwierigkeiten auftreten, wenn nicht alles rundläuft, die Ideale zerbrechen und wir uns vor elementare Zweifel gestellt sehen. Wie beim unglücklichen Ende einer Liebe: einem Rosenkrieg. Tatsächlich im Großen wie im Kleinen. Die Rosenkriege im England der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bezeichnen ja bekanntlich den Thronfolgekampf, den sich zwei Seitenlinien im Hause Plantagenet lieferten, die Lancaster mit der roten Rose im Wappen, und die York mit der weißen Rose. Offenbar gibt es zwei Reaktionsformen auf eine Krise des Bewusstseins und der Gefühle: Eine, in der die Verbindung zur anderen Person abbricht, und eine andere, in der, was auch immer geschieht, die innere Nähe wie eine Flamme, die keinesfalls erlöschen darf, geschützt bleibt. Nun: Wie sollte die Politik, wie sollte die Kultur, wie sollte die Kunst beschaffen sein, dass eine Krise der Beziehungen nicht in Trennung und gegenseitiger Zerstörung endet, sondern das Gefühl für die Gemeinsamkeit wiedererweckt und stärkt? Denkt bitte ganz praktisch. Interessanterweise meint Aristoteles, dass Ideen oder Vorstellungen, sobald sie *in uns* sind, *sinnlich* seien – und sich förmlich ertasten und ersehen ließen.«

Ariadne und Theseus sahen sich in der Pause. Ariadne rührte im Bodensatz des Griechischen Kaffees und meinte: »In der deutschen Sprache lädt, wer sich in Schulden stürzt, auch immer eine Schuld auf sich. Unter diesem strengen Blick verwandelt sich verlorene Unschuld in negatives Kapital. Deshalb sind Entschuldungsverhandlungen vor der eigenen Bevölkerung auch so schwer zu rechtfertigen. Die sagt: Uns schenkt ja auch niemand was.«

Theseus scherzte: »Liebe tilgt nicht jede Schuld; sie verwandelt sich bei ausbleibenden Gegengeschenken leicht in Lieblosigkeit, die auf sofortiger Bezahlung besteht, mit Zinsen und Zinseszinsen.«

Ariadne meinte nachdenklich: »Ich frage mich, ob das Ich und das Wir auch als ein Gegensatzpaar aufzufassen sind, und wenn ja, wo da die Mitte liegt. Der sprichwörtliche Vorrat an Gemeinsamkeiten, der sich nie aufbraucht – gibt es den nur im Schlaraffenland?«

Theseus hielt den Croissant ohne ihn anzubeißen wie einen Taktstock in der Hand: » Um den Philosophen Alain Badiou zu zitieren: »Es gibt ein individuelles Subjekt, weil es die Liebe gibt; (...) es gibt ein kollektives Subjekt, weil es die Politik gibt. Badiou knüpft zweifellos an Foucault an: das, was wir meinen, wenn wir ›Ich‹ sagen, bildet sich ständig neu heraus. Daraus folgt: *Wir* können uns wandeln.«

»Auf lange Sicht ...«

Theseus schob, bevor er in das Gebäck biss, scherzend ein: »... sind wir alle tot – sagte der Wirtschaftswissenschaftler John Maynard Keynes.«

Lächelnd setzte sie ihren Satz fort: »... scheitert jede Politik die nicht den Spieltrieb der einzelnen Menschen befriedigt und sofortige Belohnung verschafft.«

Nach einem Schluck Kaffee und einem langen Blick sagte er: »Im Kern geht es bei der Politik darum, das, was wir aus gemeinsam erkannter Vernunft tun sollten, *lieben* zu lernen.«

Theseus, ein Aktivist, der in Athen lebte und schon mal im Gefängnis gelandet war, stammte mütterlicherseits aus einer Familie, die in Piräus ein Schiffahrtssimperium besaß, aber nur noch Reste davon verwaltete. Etwas an Theseus rührte Ariadne wohl sofort. Er kannte seinen leiblichen Vater nicht, wusste nur, dass in jener Nacht zwei in Frage kamen: einer, der schwer betrunken und schwerreich war, als seine Mutter mit ihm schlief; getrunken hatte auch Theseus' Mutter, aber war noch wach genug, um den Fehler zu begreifen; sie hatte nicht verhütet; an die Pille danach dachte sie nicht, Abtreibung wollte sie keine; deshalb schlief sie in derselben Nacht noch mit einem anderen Mann, in der Hoffnung, dass dieser der Vater ihres Kindes werde. Das war nicht der Fall, aber sie heirateten. Er gehörte der Firmenleitung an und warb schon lange um sie. Zu seinem biologischen Vater, der noch leben musste, gab es nur eine einzige Spur – wie stets in solchen Fällen eben die des Geldes. Zahlungen erreichten ihn, den Sohn, auf mysteriös verschleiertem Wege, noch immer regelmäßig und unfehlbar aus periodisch wechselnden Offshore-Nummernkontos. Die Mutter selbst lebte nicht mehr. Wegen der oppositionellen Laufbahn, die Theseus einschlug, brach sein Ziehvater, mit ihm und übernahm die Geschäftsführung. Theseus hätte eigentlich Anspruch auf die Firmenleitung erheben können, leistete aber Verzicht. Nur an Aktionärsversammlungen begegneten sie sich noch, oder wenn er ins Geschäftsgebäude bestellt wurde, um Verträge zu unterzeichnen. Einmal hatte Ariadne ihn dahin begleitet. Piräus selbst wirkte heruntergekommen. Der Firmensitz belegte nur noch eine einzige Etage. Sie wartete unten. Der Eingang des Gebäudes bestand auf beiden Seiten aus zwei großen, hellen, bestens gepflegten Aquarien, links mit einem Schwarm erhaben wirkender schmaler, handflächen-großer, sehr agiler silbrig-schwarz gemusterter Fische, rechts mit kleinen Haien. Das war die Idee seiner Mutter gewesen.

Von da blieb Ariadne in Athen, nutzte die durchaus intime Kenntnis, die sie über das Sortiment legaler und illegaler Finanztricks erlangt hatte, um Theseus bei der Enttarnung verschachtelter Scheinfirmen und verschleierte Transaktionswege anzuleiten, prangerte zusammen mit ihm Unmäßigkeit, Ungerechtigkeit und Gewissenlosigkeit an – und ließ insgeheim ihre alte Beziehungen zu den wichtigen Finanzplätzen spielen, um Zahlungsbelege von Theseus' Vater zurückzuverfolgen. Zum Markenzeichen an Straßenauftritten des Komitees wurde ein Musterkoffer voll nachgemachten Geldes und ein Fächer farbiger Spielkarten: *Kayman-Inseln? Ein Briefkasten am Zugersee in der Schweiz? Welche Insel auf welchem Ozean?*, flüsterten Theseus auf Griechisch und Ariadne auf Englisch ins Mikrophon. Reumütige verschonten sie, die Fälle Unbelehrbarer aber machten sie öffentlich. Ihr Komitee trug den Namen Dichty, neugriechisch für Netz. Im kretischen Matriarchat fing die Göttin den König in ihrem Netz.

Eines Tages kündigte sie ihren Besuch an. Zum ersten Mal ganz förmlich. Ich wusste sofort, es ginge um das Letzte, was uns äußerlich verband: die Wohnung, die wir vererbt bekommen hatten. In jener Nacht träumte ich, wie sich das *Erbe* aus dem Wort Scherbe herauslöst. Meine Schwester wollte nicht, dass ich eines Tages materiell in Mithaftung gezogen würde. Nicht, dass Ariadne sich der völligen Besitzlosigkeit verschrieben hätte, aber sie wünschte, ihre Ideen zu verwirklichen. Sie war Wirtschaftswissenschaftlerin *und* Aktivistin. Wenn Geld ein Mittel sei, die Welt zum Besseren zu wenden, so gelte der Spruch: Zu viel Geld auf der Welt und zu viel Not in ihr ist ein Widerspruch in sich – und den Widersinn aufzulösen eine erstrangige Pflicht. »Der Boden der Welt, auf der wir gehen, ist eine löchrig gewordene Plastikschaale. Wir tun so, als sähen wir die schadhafte und eingebrochenen Stellen nicht und das Dunkle darunter.«

Die elterliche Wohnung galt nun als mein »Eigentum«, aber natürlich behielt Ariadne ihr Zimmer.

Mir gelang es, den nötigen Kredit aufzutreiben und so die Wohnung zu behalten, während Ariadne – endgültig in eine Weltbürgerin verwandelt und vielsprachig geworden – zwischen den Erdteilen navigierte. Dann und wann sah ich sie wegen einer ungewöhnlichen Aktion im öffentlichen Raum am Bildschirm oder hörte sie am Radio. Eine symbolische Intervention, sagte sie, setze nur ein Zeichen. Ein Zeichen aber könne eine Sehnsucht auslösen und jede Sehnsucht führe zur Frage: Warum soll das, was wir uns wirklich wünschen, nicht Wirklichkeit werden?

Ariadne vertraute mir an, in der ersten Nacht, die sie und Theseus miteinander verbrachten, hätten sie noch lange über Mythologie gesprochen. Sie sagte: Wenn du dich wie tot fühlst, als wärst du nur noch ein Schatten, und dir das Grün der Bäume schwarz vorkommt, kannst du entweder aus dem Fluss des Vergessens trinken oder aus dem Teich der Erinnerung. Er habe unruhig geschlafen und von den wiederkehrenden Träumen erzählt: Von einem Sturz in die Tiefe, ohne Hal-

ten. Oder er komme atemlos vor Eile vor einen Flughafen, den er nicht erkenne, erinnere sich nicht mehr, wohin er wollte, stehe plötzlich ohne Gepäck da, niemand verstehe, was er sage, alle liefen mit leeren Gesichtern an ihm vorbei oder in ihn hinein, bis er dann versuche, noch im Traum zu seinem Ausgangspunkt zurückzukehren, was nur in weitere Irrfahrten münde: in einem Taxi, das beinahe mit anderen Wagen kollidiere, die aus Parklücken heraus ausbrechen, den Weg versperren, bis nirgends im Verkehr ein Durchkommen ist. Plötzlich an einen menschenleeren Ort versetzt, steige er die Treppen eines zerfallenden Hochhauses empor, bis plötzlich alles um ihn dunkel wird. Oder er befinde sich auf einem riesigen, von staubigen, dünnen Gräsern überwachsenen häuserleeren Platz mit Kreisverkehr, alles liege flach, wie weggesprengt, unter der stechenden Sonne, nur in der Weite stünden blassgraue städtische Gebäude, er entkomme der unermesslichen Weite dieses Platzes nicht, umrunde ihn in entsetzlicher Langsamkeit beim Versuch, den wenigen, ebenfalls ganz verloren wirkenden Fahrzeugen auszuweichen.

Bei meinen ersten Ferien in Athen, als Ariadne ihn mir vorstellte, wirkte Theseus auf mich keineswegs verloren, sondern stark, klug und vorsichtig, klar in jeder Geste, jedem Buchstaben. Er war einnehmend, eine politische Natur durch und durch, eine von der abenteuerlichen Sorte, wenn auch eine Spur zu versonnen und gelegentlich zu ölig im Ton – sobald er schauspielerte, eine Versuchung für alle, die ständig auf Wirkung bedacht sind. Sagte er einen Satz, den er so zum ersten Mal formulierte, bat er gleich um Entschuldigung, um ihn sich zu notieren. Doch ich muss gestehen, ich unterhielt mich gern mit ihm. Erst später, als der politische Erfolg kam, gab er sich männlichen Schwächen und Dummheiten hin, wurde unvorsichtig. Damals meinte er noch: »Ich zu sagen richtet sich stets an ein Du, das ist der eigentliche Sinn dieses kleinen Wortes. Genauso verhalte es sich mit dem Wir.« Daran knüpfe sich, sagte er weiter, das alte philosophische Problem, ob nur Freunden Gutes zu tun sei. »Nein, auch Feinden, nicht zu viel und nicht zu wenig«, fügte er scherzend hinzu, auf das Maß komme es an. »Je nach Möglichkeit, und ja, selbst wenn sie sich feindlich zeigen. Wir dürfen uns nie dazu hinreißen lassen, das zu werden, was sie fälschlicherweise in uns sehen. Die Eule ist stärker als ein Bienenschwarm.«

Theseus schweifte in die Welt der Mythen ab. »Könige, welche die in sie gesetzten Erwartungen nicht mehr erfüllten, wurden in den ältesten Zeiten ganz im Wortsinn gestürzt. Ihre Herrschaft fand ein rituelles Ende, durch einen Sturz von einer Klippe. So büßten sie für die Macht, die sie über die anderen ausgeübt hatten, bezahlten für die hohe Stellung, in die sie von den anderen auf Zeit eingesetzt worden waren. Und der alte König wehrte sich nicht. Zur Sommersonnenwende führte ihn eine Prozession mit Priesterinnen und Priesterinnen schwer vom Wein und dem letzten genossenen Gastmahl unter Flöten- und Lyraklängen zur Steilküste. Sein Kopf war geschoren, das Gesicht mit roter Farbe bestrichen. Ihm wurden lange Flügel angebunden und lebendige, flatternde Vögel mit den Krallen an dem Gurt befestigt, der das Leinengewand zusammenhielt. In der

Hand trug er einen weißen Sonnenschirm, der den Sturz mildern sollte; zudem wurde seine Ferse mit einem vergifteten Pfeil verletzt, um ihm die Besinnung zu rauben. Ein Boot wartete, hätte ihn aufgefischt und gerettet, wenn er in der Brandung wieder aufgetaucht wäre. Doch auf den Wellen schwamm nur noch der Schirm.«

Überhaupt sei es nicht so, dass, wie einige in der Antike sagten, Hass zwingend dem Zorn folge. Die menschliche Freiheit lasse auch das Gegenteil zu: die Verwandlung einer Zornesaufwallung und die Verwendung dieser Energie in Besseres. »Gefühle in uns mögen miteinander im Widerstreit sein – *wir* entscheiden, welcher Impuls gewinnt. Die Überwindung des Rachedenkens ist das Geheimnis des Friedens.«

Ich unterließ es nicht, Theseus noch genauer danach zu fragen, was er mit *wir* meine.

Er lächelte. »Ariadne nannte mir deine philosophischen Vorlieben, Kalliope! Lass es mich so sagen: Keine verständige Person macht ein Problem aus etwas, das allen oder den meisten einleuchtet, dies betonte schon Aristoteles. Was hingegen niemandem oder fast niemandem einleuchte, stelle jedes ›Wir‹ vor eine Herausforderung. Also müssen die einzelnen ›Ichs‹ im ›Wir‹ offen reden miteinander! Nehmen wir ein Beispiel ...« Es war offensichtlich sein Lieblingsbeispiel, das sah ich ihm an. Theseus war nicht mehr zu stoppen: »Wenn es horrenden Staatsschulden auf der ganzen Welt gibt, in fast allen Ländern, und gleichzeitig ein ruinöser Steuerunterbietungswettbewerb unter den Staaten dieser Welt tobt, der die allermeisten Länder arm macht – und nur ganz wenige Steuerinseln reich –, dann ist das ein Systemproblem.« Das sei wie bei einem Stromnetz. Eingespiessen werden müsse so viel Elektrizität, wie genutzt werde, und Steuern seien wie der Strom aus der Steckdose wesensmäßig dazu da, die Wahrnehmung unverzichtbarer öffentlicher Aufgaben abzusichern. »Die unzähligen Ichs müssen begreifen, dass sie *alle* das Wir bilden. Andere Ichs haben genau wie ich selbst das einklagbare Recht, zu diesem Wir gezählt zu werden.«

Theseus blickte zu Ariadne: »Du hast mir erzählt, ›Vom Ich zum Wir‹ galt mal als Parole in der DDR, nicht? Ich würde sagen: Es war ein ›Wir‹ nur zum Schein, wie ein Potemkin'sches Dorf. Es bemäntelte – nicht nur dort übrigens – einen Polizeistaat, einen Staat, in dem das Zentralkomitee einer Partei ohne breite, demokratisch abgesicherte Meinungsbildung den anderen die Entschlüsse aufzwang. Dieses falsche, weil einseitig von oben proklamierte ›Wir‹ wird in der Politik sehr oft beschworen: ein angebliches Wir der Religion, ein Wir der vermeintlichen gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen, ein Wir der angeblich ausschließlichen Zugehörigkeit zu was auch immer. Solange sich dieses Wir gegen andere richtet muss uns das immer misstrauisch machen! Es ist dann nämlich gar kein wirkliches Wir!«

Überraschend schrieb Ariadne ein Kinderbuch und machte sich damit einen Namen. Es war eine Feengeschichte. Die Fee war ganz klein; durchsichtige Flügel zierten ihre feinen Schultern und in der Hand hielt sie einen Zauberstab. Von Feen war bekannt, dass wer sie antraf, einen Wunsch äußern durfte. An besonderen Tagen zeigte sie sich auf dem breiten Ast eines mächtigen Baumes, und wer Sorgen hatte und unter Kummer litt, durfte sie ohne weiteres aufsuchen. Zu ihr kam nacheinander ein Eichhörnchen, ein Singvogel und eine Katze, um bei ihr gegenseitig Klage zu führen – sie hatten sich gründlich zerstritten. Die Fee benutzte den Zauberstab, damit alle drei friedlich auf dem Ast eines Baumes sitzen blieben. Allerdings hielt der Singvogel das kaum aus und flog immer wieder hoch. Auch die Katze ging unruhig auf dem breiten Stamm auf und ab. Nur das Eichhörnchen hielt still und beschwerte sich bitter über den Singvogel – dass der jede Bewegung, die es mache, beobachte und ihr heimlich die leckersten Bissen, die es für den Winter vergrabe, stehle und aufesse. »Und wenn es kalt ist und Schnee liegt, habe ich Hunger, der Singvogel aber ist längst in den Süden geflogen, weil es da wärmer ist und wo es sowieso Futter im Überfluss gibt; der Singvogel weiß gar nicht, dass ich seinetwegen hungere, und weil ich hungere auch friere und weil ich friere auch nicht schlafen kann. Und wenn der Singvogel im Frühling zurückkehrt, beginnt alles von vorne.«

»Ich verstehe, Eichhörnchen«, sagte die Fee. »Und was wünschst du dir?«

Das Eichhörnchen war einfach nur traurig, ihm kam nichts in den Sinn, was es sich erhoffen und ersehnen könnte. – »Denk nach«, sagte die Fee. – »Wenn der Singvogel nur ein klein wenig nachdenklicher gestimmt wäre, würde er doch von alleine begreifen, dass er mir nicht alles wegessen darf.« – »Ich verstehe, du wünschst dir also nichts für dich, sondern etwas für den Singvogel?« – »Ja«, sagte das Eichhörnchen. »Er soll auch an mich denken, nicht nur an sich.«

Da wandte sich die Fee an den Singvogel. Der hatte gar nicht richtig zugehört, war immer wieder kurz aufgefliegen, um in der Luft eine kleine Runde zu drehen und auf einem höheren Ast scheinbar sorglos eine kurze Melodie zu trällern. Es sah beinahe etwas gekünstelt aus.

»Und was willst du mir mitteilen?«, fragte die Fee den Singvogel. – Der setzte sich endlich wieder und beschwerte sich lauthals über die Katze, die ihr unentwegt nachsetze, stets zum Sprung bereit, um das Nest zu plündern. »Vorletztes Jahr hat es mit seinen scharfen Krallen das Nest heruntergerissen, sämtliche Eier, die im Nestchen waren, gefressen, und dieses Jahr bin ich ganz allein – wie soll ich mich in einen anderen Singvogel verlieben und ein neues Nest bauen, wenn alle anderen Singvögel diesen Ort hier meiden, aus Angst vor der Katze, der die Vogeleier raubt?«

»Was also ist dein Wunsch?«, fragte die Fee. – »Dass die Katze ein bisschen klüger wird und begreift, dass ein Singvogel-Ei keine leckere Mahlzeit ist, sondern ausgebrütet werden muss, damit junge Vögel aus dem Ei schlüpfen können.«

»Verstehe«, sagte die Fee, »auch du wünschst dir also nicht etwas für dich selbst, sondern für die Katze: Sie soll sozusagen mehr Weitblick bekommen, damit sie die Folgen bedenkt von allem, was sie als Katze tut?« Der Singvogel sagte hoffnungsfroh Ja und flog erneut auf, um zu sehen, ob nicht doch endlich andere Singvögel am Himmel auftauchten, die die bisherige Einsamkeit beenden würden.

Nun drehte sich die Fee zur Katze um, die, ehe sie endlich Platz nahm, sich gelangweilt und völlig unbeteiligt streckte, anschließend ihr mit kleinen, scharfen, weißen Zähnen versehenes Maul aufsperrte, ungeniert gähnte und dann zur Fee sagte: »Ich darf mir also was wünschen? Alles? Sicher? Was wäre, wenn ich *dich* fressen möchte, gute Fee? War nur ein Scherz, du bist, das gebe ich zu, vielleicht schneller als ich. Ich würde dich also wohl nicht erwischen. Stattdessen könnte ich mir wünschen, den komischen Vogel da, er sich über mich beschwert hat, noch heute zu fressen – auf das jämmerlich abgemagerte Eichhörnchen verzichte ich gerne.«

Die Fee war entrüstet: »Seit ich zurückdenken, richtete noch nie ein Wesen frechere Worte an mich. Das Eichhörnchen und der Singvogel wünschten sich nichts für sich selbst, nur du denkst nur an dich!«

»Was willst du denn«, erwiderte die Katze, »ich bin eben ein Raubtier – und das hier sind meine üblichen Opfer, die tun mir höchstens Leid, aber daran will ich gar nicht denken, denn wenn es mir schon vorher Leid täte, wenn ich einen Singvogel jage oder Vogelei sehe, dann wäre es doch offen gestanden gar nicht lustig und spannend, Jagd auf Vögel zu machen. Wie könnte ich dann noch zu einem Nest schleichen so ein kleines gesprenkeltes Vogelei rauben wollen, wenn ich mir vorstellen müsste, dass, wenn ich nicht wäre, bald ein junger kleiner Vogel mit dem Schnabel von innen gegen die Eischale pickt und ausschlüpfen will, um dann, kaum sind die Federn getrocknet und gewachsen, gegen den Himmel aufzufliegen und von seinen Eltern singen zu lernen? Dann würde mich das, da gibst du mir sicher recht, ganz elend traurig machen, wenn ich an all das denken, dies samt und sonders vor Augen halten würde. Es würde mir, mit anderen Worten, gründlich den Appetit verderben. Du meine Güte! Ich will nur an das denken, was mir Freude bereitet! Wer will mir das verübeln?«

»Ist es das, was du dir wünschst? Bedenke die Folgen!«

»Du weißt ja noch gar nicht, was ich mir wünsche!«

»So sprich endlich. Wie selbstverliebt du bist, unglaublich!«

»Ich will nur an schöne, freudige Dinge denken!«

»Gut! Du wirst schon sehen, was du davon hast«, sagte die Fee. »Denn mein Zauber beginnt sofort zu wirken.«

Sie streckte den Stab nacheinander gegen das Eichhörnchen, den Singvogel und die Katze.

Das Eichhörnchen traute seinen Ohren kaum, als der Singvogel plötzlich leise piepsend um Entschuldigung bat und versprach, sich fortan nach selbst nach Futter umzusehen und nicht mehr zu stehlen. Noch erstaunter aber zeigte sich

der Singvogel über sich selbst. »Oh, oh, was geschieht mit mir«, sagte der Singvogel. »Ich erinnere mich, dass ich, wenn ich in den Süden flog, auf vielen Bauernhöfen sah, wie die Menschen das, was auf den Feldern wächst, aufbewahren – genauso wie die Eichhörnchen Nahrung sammeln und verstecken, damit sie auch im Winter etwas zu beißen haben. Gut, die Menschen sind da vielleicht geschickter und vorsichtiger, sie vergraben die Sachen nicht wie die Eichhörnchen direkt unter der Erde, so dass ein Singvogel wie ich leicht bemerkt und stibitzen kann, sondern sie lassen es durch Hunde bewachen, lagern es in Scheunen, Silos, Kühlkammern oder verpacken es gut, ehe sie es verkaufen. Aber wie soll ich mich jetzt über einen Nusskern freuen, den ich ausgrabe, wenn ich weiß, dass er dem Eichhörnchen gehört ... das wusste ich zwar offen gesagt immer, ich hatte ja gesehen, dass das Eichhörnchen den Leckerbissen vergrub, aber ich habe mir nichts dabei überlegt ...«

Da blickten das Eichhörnchen und der Singvogel beide unvermittelt auf die Katze. Sie hielt sich mit den Pfoten die Augen verdeckt, damit niemand sehen könnte, wie sehr sie sich für die Träne schämte, die sich wider willen in ihrem Auge bildete.

»... welche die Folgen das hat! Hätte ich das gewusst!«, sagte die Katze kleinlaut und blickte unter der Pfote hervor. Sie klagte: »Ich wollte doch nur noch an schöne, freudige Dinge denken!«

»Eben! Nicht mehr an solche, die anderen Leid verursachen!«, sagte die Fee.

»Vor meinen Augen sehe ich junge Singvögel mit flaumigen Federn, die die Schnäbel öffnen, um gefüttert zu werden; die sich zufrieden aneinanderschmiegen, damit sie es warm haben in ihrem Nest und kräftig werden, selber fliegen und ebenso schön singen lernen.«

»Mein Wunsch ist in Erfüllung gegangen«, staunte der Singvogel.

»Wie gut dein Zauber wirkt«, sagte das Eichhörnchen. »Ist es wahr, dass du alle Wünsche erfüllst?«

»Nein«, sagte die Fee. »Einst waren wir viele Feen, und teilten unser Leben mit den Menschen – zu deren Glück, denn ihre guten – nicht die üblen! – Wünsche gingen alle in Erfüllung. Als Gegenleistung verlangten wir nicht viel. Nachts sollten sie uns ein Tellerchen hinstellen, damit wir davon essen könnten, ohne dabei gesehen zu werden. Denn einen Zauber zu bewirken erfordert Konzentration und Kraft, deshalb müssen auch Feen essen und trinken. Aber die Menschen nahmen gar nicht mehr wahr, was wir für sie taten. Sie fing an, uns zu vernachlässigen und vergaßen ganz und gar, uns unseren Anteil zu geben. Sie dachten nur noch an sich. Schlimmer noch: Sie begannen sich ganz üble Dinge von uns zu wünschen: Eigensüchtige, dumme, gefährliche Dinge. Und sie wollten am Ende, nur damit es den einen besser ginge als den anderen, sogar offen Böses: Schaden stiften, anderen weh tun, Unglück verursachen und Schrecken verbreiten. Und obwohl die Menschen doch genau wissen mussten, dass wir Feen nur gute und schöne Wünsche erfüllen, begannen die undankbaren Menschen schlecht über uns zu reden, machten sich über uns und unsere durchsichti-

gen Flügelchen und unsere Zauberstäbe lustig, behaupteten, wir seien schwach, nur weil wir es ablehnen, Böses zu tun, und schließlich glaubten sie, uns nicht mehr zu benötigen. Sie hätten jetzt Waffen und Maschinen und Sprengstoff genug, sagten die Menschen. Und so erfüllten sie ich ihre übelsten Wünsche schließlich selbst – wir Feen begannen entsetzt vor dieser Welt, die die Menschen sich nun schufen, zu fliehen.«

VI

Das Leben Ariadnes verlief von da an auf einem verschlungenen Pfad. Sie trat an Protestmärschen auf und setzte sich für ein rigoroses Training zur Gewaltlosigkeit ein. Die Frauen bemalten sich mal das Gesicht mit einer gipsähnlichen Paste und erschienen ganz in weiß oder in schwarz als Erinyen – als die drei Rachegöttinnen Tisiphone Alekto und Megaira – mit Schlangenhaaren, Hundemasken, Fledermausflügeln und blutrot umrandeten Augen. Ariadne sagte: »Keinerlei körperliche Verletzung, stattdessen reden, vermitteln, überzeugen. Anstand ist Respekt für die Gefühle einer anderen Person; Höflichkeit lässt ihr immer die freie Wahl. Zivilisiertheit im Ungehorsam zeigt heute schon unsere Verantwortung morgen, wenn einige von uns in Staatsämter gelangen. Gewalt ist nicht unser Zeichen – sie entsteht, wenn das Gefühl der Hilflosigkeit in Grausamkeit umschlägt. Wir sind nicht hilflos, wir wissen, was zu tun wäre. Wir treten auf, um die Souveränität der Zivilgesellschaft zurückzugewinnen – friedlich, dank größerem Sachverstand. Von der Straße in die Rathäuser! Nicht wir sind es, die die Regeln brechen. Geld ist eine öffentliche Ressource, Schulden hingegen ein Herrschaftsfalle. Die Steuer- und Finanzflüsse vor aller Augen berechenbar machen heißt, die Gesellschaft zu redemokratisieren. Wenn es darum geht, Verarmung zu stoppen, geht allgemeiner Nutzen vor privatem. Entscheidungen, die automatisch Ungleichheit herstellen, sind nicht länger hinzunehmen.«

Briefe, die sie sich selbst an ihre alte Adresse schrieb und die ich ihr auf den Schreibtisch legte, benutzte sie, um geheime Daten zu hinterlegen – da lag auch das Doppel eines rot eingebundenen Buches mit dem Szenario für die geplante Operation: Theseus sollte sich in eine Kapitalberatungsfirma eingeschleust werden, die im höchsten Bürogebäude Athens ihren Sitz hatte und im dringenden Verdacht undurchsichtiger Steuerfluchtgeschäfte stand. Zu dem Zeitpunkt war Theseus' Name in den Zeitungen noch nie genannt worden, und auch im Netz kursierte kein Bild von ihm. Außerdem verfügte er als stiller Teilhaber der Nachfolgegesellschaften der ehemaligen mütterlichen Reederei und Absolvent renommierter Hochschulen über das verlangte fachliche Wissen.

Für kurze Zeit hatte Theseus auch als Assistent in einer besonderen Abteilung des Finanzministeriums gearbeitet, bevor die Stellen von der alten Regierung unter dem Spardiktat der Europäischen Kommission gestrichen wurden. Er behielt freundschaftlichen Kontakt mit einem ehemaligen Kollegen, der seit Antritt

der neuen Koalition einem geheimen Steuerfahndungsprogramm zugeteilt worden war – und Theseus ab und zu Informationen zuspülte, sicher mit Wissen der Vorgesetzten, denen es ganz genehm war, manche Skandale auf diesem Weg an die Öffentlichkeit zu bringen. Dieser Mann trug aus dem Hintergrund dazu bei, dass Theseus – der als karrierebewusster junger Ökonom auftrat – die Stelle in der dubiosen Vermögensberatungsfirma bekam. Ziel war nicht, irgendwen vor Gericht zu stellen, sondern die Richtung und das Ausmaß der Geldströme zu ermitteln und an das Kundenverzeichnis zu gelangen.

Das Pyrgos Athinou-Gebäude mit seinen fünfundzwanzig Stockwerken war das höchste weit und breit. Ariadne holte Theseus gelegentlich ab; an der Ecke gegen die Straße hin gab es im Bürohochhaus ein gut besuchtes Café. Die dunkelbraune Fassadenquadrate unter den stark getönten Fenstern und die vertikalen Streifen aus Aluminium und Marmor verliehen dem Turm Würde. Der Zwillingbau daneben mit seinen 12 Stöcken stand zur Zeit leer. Auf dem Vorplatz mit den auf je einer Seite schwarz gestreiften erlesenen Steinplatten waren rund um ein gepflegtes Wasserbassin Palmen gepflanzt. Wenn Theseus mit aufgesetzter Sonnenbrille ins Mikel-Café hereinkam und sich zu ihr setzte, war er meist sehr unruhig. Es war ein Selbst-Service. Die griechische Café-Kette warb mit dem Slogan »Maybe it's knowledge entering life!« und an den Wänden und Deckenpartien waren auf schwarzem Grund weiß gezeichnete geometrische Vektoren und algebraische Zeichen angebracht, die den formellen Beweis dafür erbringen sollten, dass das eigene Leben den »kleinen Luxus« von griechischem Kaffee oder von Tee und Saft allemal wert war.

Manchmal vertrieb sie sich die Wartezeit auch direkt neben dem Hochhaus-
eingang in einem Schmuckladen. Die Frau, die ihn betrieb, hatte die Werkstatt hinter einem Holzmöbel mit Arbeitsregalen voller farbiger Fadenspulen. An einer Stange hing ein kleiner Elektromotor mit einem Metallkabel, das zu ihrem feinen Elektrobohrer führte. Theseus war unausgesetzt in Eile, ob er nun pünktlich kam oder zu spät.

Mehrere Hauptstraßen schnitten und gabelten sich hier und sparten ein seltsames Dreieck mit mehreren Bankgebäuden aus. Es gab auch ein Kino. Manchmal zog Theseus sie da hinein oder in den kleinen Park, der mitten im Verkehr stand. Außer dem Denkmal für einen griechisch-orthodoxen Bischof stand auch eines für den langbärtigen, versonnen blickenden Widerstandskämpfer gegen die Nazis Napoleon Zervas. Theseus' Stimme klang gepresst, selbst wenn er flüsterte. Er kam nicht weiter, verlor sich im Dickicht der Finanztransaktionen, von denen er in seiner Funktion nur einen kleinen Teil überschaute. Geld aber wurde in labyrinthischen Schlaufen um den ganzen Globus geschickt. Sie selbst aktivierte Kontakte zu einstigen Liebhabern, um für Theseus den Knäuel von Finanzbeteiligungen zu entwirren, bestellte in den verschiedensten Ländern Grundbuch- und Handelsregisterauszüge. Theseus stöhnte: »Solange die Schulden, die die einen haben, den Reichtum der anderen ausmachen, befinden wir uns im dümmstmöglichen Spiel. Solange die Geldströme nicht gerecht besteuert werden, werden die

Staatshaushalte der allermeisten Länder defizitär sein. Wie soll eine Steuerbehörde schaffen je überprüfen, wer korrekt zahlt und wer nicht. Die Krake hat drei Herzen und handelt mit jedem Tentakel und jeden Saugnapf ganz unabhängig. Es gibt eine Pflicht, die uns gemeinsam befreit, und eine Pflicht, die uns einzeln einsperrt. Die eine nennt sich gemeinsame Verantwortung und ist Selbstbestimmung, die andere Zwang und ist ein Machtdiktat, das uns unsere Souveränität raubt.«

Inzwischen wollte Theseus unbedingt, dass Ariadne ein Zimmer im Fünfsternehotel »Grande Bretagne« am Syntagma-Platz nahm, auf dem die Bevölkerung in den 1920er Jahren vom König zusammengeströmt und eine Verfassung gefordert hatte. Jenseits der dichtbefahrenen Straße, die am Platz vorbeiführte, befand sich das dreigeschossige, ockerfarbene Parlamentsgebäude mit den gezackten Zinnen und der Flagge. Theseus hatte nämlich Kenntnis erhalten, dass in Athen eine Tagung internationaler Vermögensberatungsfirmen stattfinden sollte, unter Einschluss einer Delegation Anwalts- und Treuhandfirmen aus Liechtenstein und der Schweiz. Ariadne sollte an einer Legende arbeiten, um an diese Personen heranzukommen. Theseus sagte ihr, auf den Parkbänken des baumbestandenen Syntagma- bzw. Verfassungsplatzes oder in der U-Bahnstation darunter könnten sie sich unauffällig treffen. »Dafür reicht das Budget unseres Komitees – es ist alles abgesprochen«, sagte er.

Das »Grande Bretagne« war das teuerste unter den repräsentativen Hotels. Der Portier trug eine grüne Uniform. Hinter der Drehtür wirkten nicht nur die Säulen und die Mosaikstreifen und die schwarz-weißen Fliesen griechisch, sondern auch die Deckenverzierungen mit dem unendlich wiederholten einfachen Labyrinthmuster – eine Goldlinie, die entweder links oder rechts unten beginnend hoch und im Karree knapp einmal herumgeht, bevor dieses an einer winzigen Stelle offene Quadrat dann im Innern verkleinert noch einmal reproduziert wird.

»Letztlich«, so erzählte Ariadne später, »ließ sich der Mann, der zu plaudern begann, nur deshalb auf mich ein, weil er auf meine Frage, wo ich denn wohne, vorsichtig den Namen »Grande Bretagne« nannte. Er habe diese Möglichkeit selbst erwogen, es sei ihm aber zu teuer gewesen, aus Prinzip, nicht weil er das Geld nicht hätte.«

»Es geht Ihnen also um Grundsätze?«, hatte Ariadne ihn ausgeforscht. Der Mann war ein Schweizer.

»Hinter jeder Verschwendung steckt eine Absicht«, sagte er, »auch wenn sie sich nicht sofort zu erkennen gibt.«

Theseus setzte nie einen Fuß in das Gebäude, aber er wusste, wie es drinnen aussah. Einmal, gestand Theseus später, sei er dort in einem Doppelbett aufgewacht, neben sich eine Frau, mit der ihn ein exzessives Alkoholerlebnis und ein schwerer Kopf verband. Wie er ins Hotel kam, war ausgelöscht. Vor den Palmen im Lichthof hätten sie gefrühstückt und sich nie wieder gesehen.

Ariadne saß oft in der Mitte der Lobby, um die Zeitung zu lesen. Es gab dort ein an die ottomanische Zeit Griechenlands erinnerndes übergroßes viereckiges Sofa mit quadratischem Rückenpolster, aus erlesendem Stoff, in den ein Muster von Orangen mit einem grünen Punkt gewoben war. Die Theke der Réception bestand aus dunklem furnierten Holz. Der Sockel und die nach vorn überstehende Deckplatte bestanden aus weiß gemasertem schwarzem Marmor. An den Wänden hingen historische Gemälde.

Um den Platz strömten vielspurig die knallgelben Taxis. Sie beherrschten zu gewissen Zeiten den Verkehr.

Das Tagungszentrum befand unweit des halboffenen panathenischen Stadions am Rande des Nationalgartens in den Sälen des »Aigli«. Um den Säulenvorbau des Restaurants und die Terrasse mit den weitgespannten Sonnenschirmen zog sich in gebrannten Tonkästen eine halbhohe grüne Hecke. Rückseitig war der niedrige Gebäudekomplex von Palmen überragt. Zuvor hatte sie sich in den kühlen Sälen des nahen Acropolis-Museums Stoff für unverfängliche Konversation beschafft. Sie setzte sich an die Bar des »Aigli«, spazierte zwischendurch durch die Seitentür in den Konferenzflügel des Gebäudes. Da sprach sie den Mann zum ersten Mal an. Er stand alleine, schien sich zu langweilen und blickte sich nach ihr um. »Sie nehmen an der Tagung teil?«, fragte sie. »Ich nicht, aber meinen Sie, ich dürfte mich kurz umsehen? Ich mag diesen Ort.«

Eine Marmortreppe führte hinab in einen Bankettsaal mit Kronleuchtern und einem goldfarbenen Teppich mit Lyra-Motiv und zu einem weiteren Tagungssaal. An einer goldenen Spiegel mit einer Vase ging es zu einer gläsernen Hintertür, die zum Parkplatz führte. Sie fand ihn wieder an der Bar. Ob er sich auf ein Referat vorbereite – oder sie sich zu ihm setzen dürfe?

»Bitte«, sagte er.

»Ich habe noch nie im Leben so viele Vasen gesehen wie seit ich in Athen bin«, scherzte sie. »Aber von wenigen Fresken und Totenschreinen abgesehen hat die griechische Malerei nur auf Tonscherben überlebt. Ihr verdanken wir das exakte Aussehen von Streitwagen, Schiffen, langgewandeter Frauen, die tanzen oder Lyra spielen; und die Darstellung mythischer Szenen – etwa vom Weingott Dionysos, der mit langen Traubengirlanden im Kreis herumwirbelt, so dass die Ranken nach allen Seiten abstehen, umgeben von nackten Männern mit angeklebtem Pferdeschwanz und einer Eselsmaske mit langem Bart vor dem Gesicht, die Satyrgestalt annehmen und einen Stier bezwingen.«

Missmutig schaute der Mann sie an. Sie fuhr unbeeindruckt fort: »Nach der Zerstörung der Akropolis durch die Perser 480 vor unserer Zeitrechnung wurden die zerstörten Gefäße – und das ist unser Glück – von den athenischen Priesterrinnen und Priestern in Schächten und Höhen des Felsens feierlich bestattet, und konnten so, über zweitausend Jahre später, im Winter 1885, wiedergefunden werden – mit ihren lebendigen Farben. Die vielen Gemälde, die aber womöglich auf hölzernem Untergrund entstanden waren und um die Altäre und auf den Al-

tären standen, überdauerten die Zeit nicht. Wenn ich mir vorstelle, was da alles verloren ging! Schon als ich heute Morgen vor der Bibliothek Hadrians stand, die aus römischer Zeit stammt, ging mir das durch den Kopf: nur ein Trümmerfeld blieb von ihr übrig. Nicht einmal das Gemurmel, das über den Ruinen und Säulen schwebt, lässt die verschollenen Werke von Aristoteles und den großen Tragikern erahnen.«

»Ich weiß nicht,«, sagte der Mann unvermindert skeptisch. »Wir waren ja auch da, stiegen die Propyläen hoch und standen vor dem Pantheon. Gut, die Aussicht ist nicht schlecht, der Blick fällt bis nach Piriäus und aufs Meer, aber die Prozessionen mit den Opfertieren, von denen unsere archäologische Führerin sprach? Den Leuten wird doch was vorgemacht, damals, heute. Erstaunlich finde ich nur, wie hoch der Parnass ist, der Hausberg Athens, im Norden. Ich komme ja aus der Schweiz ...«

»Aus Zürich?«

»Nein aus Zug?«

»Wo liegt das?«

»Am Zuger See, eine halbe Zugsstunde von Zürich entfernt, es ist ein eigener, wenn auch kleiner Kanton, bekannt für seine Finanzdienstleistungen.«

»Vermögensverwaltung?«

»Ja.«

»Verstehe. Und sind die Referate spannend?« Sie sah seinen Augen an, dass das nicht der Fall war.

»Diese Tagung ist eine reine Zeitverschwendung«, brummte er.

»Gleich um die Ecke ist der Eingang zum National Garden. Den wollte ich mir kurz ansehen. Er soll ein wahres Labyrinth sein. Wenn Sie wollen, können Sie mich begleiten. Wenn wir nicht mehr herausfinden, so hörte ich, kommt bei Einbruch der Dunkelheit ein Parkwächter mit Trillerpfeife auf einem Motorrad und scheucht die Letzten zu den Ausgängen ehe, die Eingangsgitter verschlossen werden.«

Er rutschte vom Hocker und zum ersten Mal huschte ein Lächeln über sein Gesicht. »Griechenland ist mir zu heiß, und die Räume hier sind umgekehrt zu stark heruntergekühlt – entweder du schwitzt oder du frierst. Aber ein Spaziergang im Park, das hört sich gut an.«

Sie bestritt fast das ganze Gespräch. Der Mann aus Zug, ein Treuhänder mit Notarusbildung in einer großen Anwaltskanzlei in Seenähe, gab sich sehr wortkarg. Sie gingen durch eine Pergola aus gebrannten roten Ziegelsteinen, kamen an den in Athen unvermeidlichen Säulentrümmern vorbei, auf dem sich ein kleiner Schwarm Elstern bequem machte, es gab Kakteen und Wege, die in immer neuen Schlaufen endeten, so dass sie völlig die Orientierung verloren und erst auf der Seite bei der Residenz des Griechischen Präsidenten wieder zu einem Tor kamen. Neben schweren weißen Motorrädern, an deren Lenkern die Helme herabhingen, stand die Wachtpolizei. Hohe Zedern ragten in den Abendhimmel.

Dann fragte er sie, wo sie denn wohne. Von da an zeigte er echtes Interesse.

Er zog den Stadtplan hervor und zeigt mit dem Finger darauf. »Wir sind jetzt offensichtlich hier – und da ist mein Hotel. Wenn ich Sie zum Nachtessen in meinem Hotel einladen darf? Es hat vier Sterne.«

Das »Athens Garden« befand sich am Boulevard Andrea Syngron. Gegenüber auf der anderen Straßenseite las sie das Schild »Luxury Cars for Rent«. Der zunehmende Mond war schon fast voll.

Sie nahmen den Aufzug zum Dachgarten mit dem Restaurant im achten Stock. Als die Tür aufging stand in einer Ecke wieder eine abgebrochene Säule.

»Was unsere Zeit wohl einer zukünftigen Archäologie überlassen wird?«, bemerkte sie.

»Mich deprimieren diese eingestürzten Tempel«, sagte er. »Sklaven verrichteten doch die schwere Arbeit in den Steinbrüchen ...«

Ariadne dachte daran, dass manche noch über dem flachen, terracottafarbenen Stadtbild Athens an fernen Hügeln zu sehen waren.

Der Mann aus Zug fuhr fort: »... und wehe, wenn etwas daneben ging! Die Reden hier immer, sie hätten die Demokratie erfunden. Haben Sie das Dyonisostheater gesehen? Wie wenige da Platz fanden? Doch nur die hohen Herren und Damen! Mich empört das!«

Da sah sie eine erste Möglichkeit, zu ihrer Agenda überzuleiten: »Die Häuser, die jetzt in Athen und in Piräus vor aller Augen zerfallen und niemals als Trümmerstücke in ein Museum gelangen werden, müssten Sie dann doch auch bekümmern?«

»Das ist so. Geld könnte ich hier alle paar Meter in eine ausgestreckte Hand legen. Der Concierge unten sagte mir allerdings, es sei sicherer, Münzen griffbereit in der Hosentasche zu tragen.«

Sie suchten sich einen Platz. Von da oben erschien die achtspurige Straße, die am Olympieion vorbei so halb in Richtung Akropolis führte, wie ein nie endendes Feuerwerk aus weißen und roten Sternen.

Eine Glasfront trennte die Tische drinnen von denen auf der Terrasse. Er sah er sie durchdringend an: »Ich will Ihnen eins sagen, bevor ich hierher kam, sah ich schon ziemlich schwarz, aber jetzt ... Alle in die Rettungsboote!«

»Zu diesem Schluss kommen Sie? Redeten Sie deshalb von Zeitverschwendung, was die Tagung betrifft?«

»Wenn ein gewisser Punkt erreicht ist, hilft nicht mal mehr eine Radikalkur.«

Er bestand darauf, drinnen zu bleiben. »Auf dem Balkon ist es zu luftig; Männer in einem gewissen Alter müssen leider vorsichtig sein. Außerdem mag ich es nicht, in die Tiefe zu schauen, ich bin nicht mehr ganz schwindelfrei, fürchte ich.«

Sie blickte in die Karte. Der Champagner Moët & Shandon 750 ml kostete 95 Euro.

»Für mich einen griechischen Salat«, beschied sie dem Kellner. Er nahm Rindsfilet mit grilliertem Gemüse. Sie dachte: Wenn er wegen ihr in Schwierigkeiten käme, müsse er ja noch was von den schönen Seiten des Lebens haben. Sie wünschte nur Wasser. Auch er vermied Alkohol und bestellte Cranberry-Saft.

Der Nachthimmel verwandelte die Glaswand in einen Spiegel, auf dem die funkelnden Lichter der Stadt über die Flaschenreihen der Restaurant-Bar krochen.

»Die griechische Wirtschaft braucht ein stärkeres Zaubermittel als Anordnungen zum Sparen«, sagte sie. Er ging nicht darauf ein.

Die Babytomaten aus Kreta an tiefbraunem Essig mit cremigem Weichkäse und Oliven waren köstlich.

»Waren Sie im schon im Kriegsmuseum?«, fragte er unvermittelt.

Sie verneinte.

»Davor ist eine alte US-Napalmbombe ausgestellt, drei Schritt lang, zigarrenförmig – Fassungsvermögen 110 Gallonen, das sind etwa 400 Liter.« Plötzlich lachte er. Schräg hinter ihr hing eine Leuchtröhreninstallation in violetter Handschrift, die einen dunklen Schatten auf die Wand warf: »*tell your stories here*«.

»Und Sie leben also jetzt wirklich in Athen?«

Sie sagte: »Wenn es die Zeit erlaubt, steige ich immer kurz bei der U-Bahn-Station Thiseio aus, um im Park der alten Agora zu mir selbst zu finden.«

»Aber mal ehrlich«, sagte er, »den Hephaistos-Tempel da habe ich ja auch gesehen, aber nach allem, was die Fremdenführerin da erzählt hat, müssen das ja Qualmhöhlen gewesen sein, von dem Fleisch der Tiere, die da an Ort und Stelle auf dem Altar geschlachtet und dann für die Gottheiten gebraten wurde. Das Blut lief in Rinnen zusammen, das war ums ganze Mittelmeer herum so. Sie sagte, das erklärt doch überhaupt erst die rätselhaften Worte des Nazareners zu den Aposteln: ›Hier ist mein Fleisch, hier ist mein Blut.‹ Und die Griechen und Griechinnen aßen das Fleisch der Tiere selbst und gaben sich überzeugt, die Götter und Göttinnen hoch oben gäben sich mit dem Duft und dem Rauch zufrieden. Ist doch grotesk! Und wenn in einem Tempel Vögel anwesend waren, gingen die Priesterinnen und Priester davon aus, dass die Gottheiten gegenwärtig seien ...«

»Ja, der Hephaistos-Tempel war auch der Göttin Athene geweiht, der Patronin der Künste und Handwerke«, sagte sie.

»Was für ein Witz!«, ereiferte er sich. »Es genüge, die Tauben zu schonen oder gar zu füttern.«

»Korrekt, Tauben zu verjagen war ein Sakrileg.«

»Und mir wurde auch klar, warum so viele Skulpturen aus der Antike nur noch ein Torso sind: die Statuen wurden in den Werkstätten serienmäßig angefertigt – die Gliedmaßen einzeln und dann alles mit Steindübeln und Mörtel zusammengesetzt, deshalb fehlen so oft die Köpfe und Arme. Ich kann auch keine Vasen mehr sehen. Athen macht mich trübsinnig. Nachts sind alle Läden mit metallenen Rollläden verrammelt, voller Graffiti, die Klugen haben offenbar gleich

Junge, die sprayen, angestellt, um Einfluss darauf zu nehmen, was da zu sehen ist. Vor den auffälligen Gebäuden kauern welche und hoffen auf Almosen. Ich sah einen Flüchtling schlafen, dem irgendwer zwei Plastiktüten hingestellt hat, vermutlich mit etwas Essbarem.«

»Umso lebendiger ist das Straßenbild bei Tage. Wenn ich die Geschäfte sehe, die sich zur Straße öffnen, kommt mir das Leben im Norden hinter gläsernen Schaufenstern als Notbehelf vor. Wir leben alle so voneinander abgetrennt.«

»Na, haben Sie die Gebläse an den Decken nicht gesehen? Im Winter heizen die ungehindert ins Freie, ich kann nicht mal sagen zum Fenster raus, die Läden haben ja gar keine! Was für eine Energieverschwendung. Sie haben mir doch erzählt, dass Sie Ökonomin sind?«

»Gehen wir woanders hin«, sagte er gleich nach dem Essen.

»Hier gibt es zu viele neugierige Ohren.«

Sie bestand darauf, für sich selbst zu bezahlen. Eine langsam auf und ab schwingende Polizei- oder Sanitätssirene erklang.

»Es geht um Menschen«, sagte sie. Ein dreirädriger Lastenroller mit abgenutzten Holzkisten von einem Markt bog um die Ecke. »Waren Sie schon mal an der Athinas Straße?« Er verneinte. »Eine enge Allee mit Pfefferbäumen, die von der U-Bahnstation Monastiraki nordwärts führt.«

»Pfefferbäume?«

»Piperia, heißen sie hier. Die haben ein fein ziseliertes Blattwerk und eine dichte Krone. Es gibt an der Straße Markthallen. An der Frontseite ziehen sich die offenen Läden mit Nüssen, Bohnen, Gewürzen und Trockenfrüchten, drinnen in den Hallen finden sie, an den Krallen aufgehängt, gerupfte, fettig-gelbe Hähnchen mit herabbaumelndem roten Kopf, gehäutete Kaninchen, denen der Pelz allein noch an den Pfoten belassen wurde – einem traditionellen Glücksbringer. Zu kaufen gibt es halbe Brustkörbe eines Lamms mit allen Koteletten und dem Rückenfilet. Die Rufe der Metzger, die ihre sorgfältig, eisgekühlten Ware anpreisen, vermischen sich mit dem singend nachschwingendem Metall der Hackbeile, das durch knackende Wirbel und Knochen auf die runden Holzblöcke niedergeht. Für einen Euro gibt es einen alptraumhaft aussehenden, karminroten Schafskopf, ohne Fell, aber noch mit Zähnen, seitwärts gelegter Zungenspitze und starrenden dunklen Augen. Einen Schweinekopf, an dem die langen breiten Ohren und die Rüsselnase noch dran waren und der mit den zugekniffenen Augen den Todesmoment festzuhalten schien, betrachtete ich wohl etwas zu lange, denn der Verkäufer forderte mich mit entschiedener Geste auf, weiterzugehen. Ein blutroter Kalbskopf kostet 2.50 das Kilo. Alles gut ausgeleuchtet, zum Teil hinter Glasvitrinen, blitzsauber, ich sah keine einzige Fliege. Ich erholte mich in der Halle mit den Fischständen. Der Boden ist nass vom geschmolzenen Eis, das die Krebse, Muscheln, Kraken, Tintenfische und Schuppentiere in allen Größen von der winzigen Sardine hoch bis zu den Schwertfisch mit den übergroßen blauschwarz schimmernden Saphiraugen. Aber was mir auf-

fiel – es gibt wenig Kundschaft. In den Seitengängen haben die Händler und die wenigen Händlerinnen ihre Motorroller abgestellt, und sie stehen da, mit den kegelförmig gefalteten Papiertüten wartend und rufend vor ihren Auslagen. Die Geschäfte gehen nicht gut.«

»Den Leuten fehlt das Geld«, sagte er.

Zu Fuß gingen sie den Boulevard runter, bis er auf ein Musikbar zeigte. Abgedunkelte Scheiben verunmöglichten den Blick hinein. Ein Türsteher zeigte sich hochofren und begrüßte den Mann aus Zug: »Hallo, Max! Sie haben Ihr Wort gehalten«.

»Ich tue dies meistens, desto vorsichtiger bin ich mit Zusagen.«

Gegenüber Ariadne stellte sich der Mann, der das Vorfeld der offenen Tür wie ein Boxer beherrschte, als Joseph vor. Das Haar hatte er wegrasiert. Er sei aus Nigeria, hörte Ariadne ihn nur Sekunden später vielsprachig zu einer klassisch-elegant gekleideten Touristin aus Afrika sagen, die er vergeblich als Kundin gewinnen hoffte, denn, wie sie mit einem kurzen Blick begriff, das im Ufo-Stil gehaltene Lokal mit runder Theke, schräg abstehenden, sich nach oben verdickenden metallenen Säulen und in wechselnder Beleuchtung aufglühenden pilzartigen Deckenverzierungen war noch völlig leer. Die Belegschaft bestand aus drei Frauen.

Ariadne begann die Einsamkeit der Geschäftsleute in abendlichen Großstädten zu erahnen – allein schon aus dem Geruch der Sitzecken aus rotem, genietetem Leder. Die Barkeeperin mit gefärbtem Blond trug ein langes Abendkleid aus einem hellen Stoff mit griechisch wirkendem feiner Schraffur. Mit den am Kelch aufgehängten Gläser wurde auch ihr Gesicht, je nachdem, wie sie sich bewegt, grün, blau und rot angestrahlt. Von einem unbesetzten Mischpult her erklang aus ausgezeichneten Boxen Musik. Als der erste unbegleitete Gast eintrat, setzte sich die eine Kellnerin neben ihn, begann eine unverfängliche Konversation und ließ sich zu einem Drink einladen.

»Gestern leistete sie mir Gesellschaft«, sagte Max. »Sie hat Biologie studiert. Das mit der Einladung gehöre zu ihrer Arbeit. Das sei der Preis des Lächelns. Eine junge Wissenschaftlerin, sogar für sie ist es schwer, eine Stelle zu finden, dieser Tage.«

Ariadne hörte in Max' Stimme ein Bedauern. »Ich muss ihr den Kopf vollgequatscht haben. Sie erkennt mich nicht mehr.«

»Nein, das ist Diskretion – wegen mir gehört sich das so«, sagte Ariadne und blickte in die Karte. Das billigste Getränk war zehn Euro.

»Sie heißen also Max«, sagte sie und nannte ihren Vornamen.

»Sie wollen doch etwas von mir wissen, ich spür's«, sagte Max.

»Würde ich schon gern, stimmt.«

»Weil Sie ehrlich sind in diesem Punkt, sichere ich Ihnen auch eine freimütige Antwort zu.«

»Das könnte Sie vielleicht aber teuer zu stehen kommen.«

»Sie sind nicht von der Polizei.«

»Am Ende kommt die immer, wenn es um Unrecht geht. Dafür ist sie gedacht.«

»Ich tue«, er korrigierte sich, »die Firma, für die ich arbeite, tut im strengen Sinn des Gesetzes nichts, das, für sich genommen, Unrecht wäre. Wir nutzen die Maschen in den Verordnungen. Es ist an den Parlamenten der Länder dieser Welt, Missstände zu verändern.«

»Wenn sie als solche erkannt werden.«

»Das dauert manchmal, dessen bin ich mir schon bewusst«, sagte er.

»Nur was sollte da eine einzelne Person schon ändern können.« Ihre Ironie war mehr philosophisch als verletzend.

»Genau.«

»Zumal wenn es für die Firma, die das eigene Gehalt überweist, ganz gut läuft.« Sie lächelte.

»Hören Sie, mein Land hat, was die Banken angeht, zwar unter starkem internationalen Druck erklärt, kein Schwarzgeld mehr zuzulassen. Davon nicht berührt sind indessen Vermögen, die von Anwaltskanzleien, Notariaten, Treuhandgesellschaften so weiter verwaltet werden.«

»Das gilt als Privatsache.«

»Solange das nicht anders geregelt ist, ja.«

»Das heißt, Steuerflucht ist in der Schweiz nach wie vor möglich.«

»Bei uns und an etlichen anderen Orten. Wollen Sie sonst noch etwas wissen?«

»Wie groß sind diese Schlupflöcher?«

»Da geht schon ziemlich viel durch, wenn Sie das meinen. Davon könnte mancher marode Staatshaushalt saniert werden. Sie wissen das besser als ich, so wie sie mich anschauen.«

»Was wir ahnen ist zunächst nur, was wir befürchten. Wissen reiht sich stückweise zusammen«, sagte sie.

Er entgegnete: »Unwissen beruht zum allergrößten Teil auf dem, was die Menschen gar nicht zur Kenntnis nehmen wollen. Ist doch so!«

»Es werden weit größere Anstrengungen unternommen, Menschen dumm zu halten, statt zur Klugheit zu führen«, widersprach sie.

»Hören Sie, warum wurde die Schweiz mit dem Bankgeheimnis zu einem der reichsten Länder der Welt, so wie andere nur mit Ölquellen oder Gold- und Diamantenminen? Weil es den Eliten dieser Welt so gefiel, keinen Druck auf die Steueroasen auszuüben, die es schön verteilt an winzigen Orten auf der Erdkugel gibt. Weil diese Eliten ihr Geld oder das Geld ihrer Parteien da nämlich selbst hinbrachten und nach wie vor hinbringen. So war das Spiel, und so geht es weiter. Wenn jetzt alle mit dem Finger auf die Schweiz zeigen, kann ich nur sagen, drei Finger zeigen zurück. Die Schuld trifft die anderen. Ist ein Kasino dafür verantwortlich, wenn Leute dort jenes Geld verspielen, das woanders schmerzlich fehlt?«

»Es ist Zeit, die Steuerkasinos zu schließen.«

»Bitte, ich habe doch gar nichts dagegen.«

»Max ...«

»Ist doch wahr!«

»Max! Ich will Ihnen nicht verschweigen, dass ich Ihnen nie in der Form dankbar sein kann, dass ich sie von den Folgen einer allfälligen Indiskretion schützen könnte.«

»Was für eine Indiskretion denn?«

»Ich sage nur: Sie allein entscheiden, in eigener Verantwortung.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Wir, das heißt die Mitglieder des Komitees, in dem ich tätig bin, geben zwar niemals unsere Quellen preis, aber Rückschlüsse werden unweigerlich zu ziehen sein, wenn Namenslisten durchsickern.«

»Sie glauben doch nicht, dass...«

»Ich glaube nur, was ich sehe. Und jede Information verrät die Quelle. Es lässt sich eingrenzen, wer Zugang hatte; wer unter denen mit Zugriffsrecht sich in letzter Zeit auffällig benahm, als beeinflussbar gilt ... Gucken Sie mich nicht so an Max! Es wäre unethisch von mir, Ihnen die Gefahren nicht drastisch zu schildern. Ihr Land würde sie als Lump hinstellen, als Verräter verurteilen.«

Er lachte.

»Die Leute am Zugersee würden an Ihrem Verstand zweifeln, sie zu einem Spinner erklären, die Gründe für Ihr Tun in Ihrem Sexualleben suchen, Ihnen alle möglichen Motive andichten, Lügen über Sie verbreiten, angebliche Vergünstigungen erfinden, nur um nicht die echte Ursache anzuerkennen. Das würde für Sie unangenehm werden.«

»Ach, wissen Sie ...«

»Sie dürfen nicht denken, dass Sie es für mich tun!«

»Damit könnte ich schon ganz allein fertig werden, das versichere ich Ihnen.«

»Sie müssen einen Grund finden, aus dem Sie und nur Sie das wollen.«

»Jeder steht am Ende allein da, das ist mir schon klar.«

»Darf ich Sie einmal in Zug besuchen?«

»Warum nicht?«

»Alles andere wäre zu gefährlich. Wir dürfen nur auf eine gänzlich unverdächtige Weise in Verbindung treten – ich müsste als Ihre Kundin angemeldet werden.«

»Die Kapitulimite bei uns ist recht hoch. Einfach so kommt bei uns niemand herein.«

»Überlassen Sie das mir!«

»Und dann?«

»Wenn Sie wollen, können Sie mich etwas sehen lassen, von dem Sie denken, dass es dem Athener Komitee von Nutzen wäre.«

»Für Ihre Aufklärungszwecke?«

»Unsere und die anderer Organisationen auf der ganzen Welt, mit denen wir in dieser Sache zusammenarbeiten.«

»Sie wollen nur etwas *sehen*?«

»Das Auge hinterlässt keine Spuren. Sie brauchen mir nichts zu übergeben.«

»Sie möchten nicht, dass ich zu Schaden komme?«

»Das kann ich vermutlich nicht verhindern, aber so weit es in unserer Macht liegt, vermeiden.«

Als sie ihn zurück zum Hotel brachte und er im Aufzug verschwunden war, wandte sie nochmals den Kopf. Eine griechische Fahne wehte über dem »Athens Gate«. Der Verkehr war unvermindert stark.

VII

Sie hatten sich für den folgenden Tag auf der Akropolis verabredet, hinter dem Pantheon, auf der wenig besuchten Rückseite der Plattform direkt über dem Dionysos-Theater. Ariadne wollte Max die Möglichkeit geben, seine Zusage, auch wenn sie noch so vage war, zurückzuziehen, alles zu widerrufen. Ihr lag nicht daran, ihn zu etwas zu verleiten, unter dem er zerbrechen würde.

Sie war verärgert über Theseus – obwohl sie ihn ermahnt hatte, ihr keineswegs nachzugehen, da er sonst mögliche Bewacher, die ihm, auf den Fersen wären, auf die Spur von Max bringe, erblickte sie Theseus auf der Aussichtsplattform, unter der blaugestreiften Nationalflagge.

Sie sagte zu Max: »Wer länger in der Stadt ist, gewöhnt sich an die Akropolis wie an das Brandenburger Tor oder den Eiffelturm. Und wenn ich die falschen Schuhe an habe, rutsche ich auf den in den Boden eingelassenen Steinplatten aus, die in den letzten zweieinhalbtausend Jahren durch all die Sandalen speckig glatt gerieben worden sind.«

Sie blickten auf das Musiktheater Odeion hinab, deren Sitzränge steiler angeordnet waren als im direkt unter ihnen liegenden Dionysos-Theater. Die Sitze in der ersten Reihe hatten steinerne Rückenlehnen – es gab dahinter auch zwei herausgehobene, erhöhte Sitze für besondere Würdenträger.

»Außerdem beschleicht wohl jeden, der Speers zum Glück unverwirklichten Pläne für Berlin kennt, das bange Gefühl, dass Architektur, wenn sie alles überragt, zur Unterwerfung förmlich zwingen will – und kann.«

»Wie können Sie das sagen«, widersprach er, »das Pantheon ist doch einer Göttin geweiht, der Athene.«

»Wo läge da der Unterschied? Ihr opferten die Menschen in langen Prozessionen, mit kultischen Gefäßen. Im alten Tempel war sie durch eine drei Meter hohe Holzstatue dargestellt, als das Pantheon nach der Zerstörung durch die Perser wieder aufgebaut wurde, schuf der Bildhauer Pheidias eine zwölf Meter hohe Abbild der Göttin aus Gold und Elfenbein, mit Langspeer, Helm und Schild, farbig bemalt.«

Eine der zahlreichen wild lebenden Akropoliskatzen näherte sich ihnen, zögerte dann aber, als Ariadne keine Anstalten machte, selbst auf sie zuzugehen.

»Ich bin zum ersten Mal hier«, sagte Max. »Athen wollte ich mir vermutlich immer aufsparen, für eine besondere Gelegenheit. Die habe ich ja, wenn ich richtig verstanden habe.«

Als sie sich ohne Handschlag trennten, blieb bei ihr ein Zweifel. Sie blieb noch eine Weile stehen. Dann machte sie sich an den Abstieg, ging dann links herum am Odeion vorbei, dessen hoher Vorbau noch stand, und blieb beim weniger gut erhaltenen Theater, in dem die dionysischen Feiern begangen wurden, wie angewurzelt stehen: mit einer Sonnenbrille, den Kopf in der Spätnachmittagssonne, sah sie Theseus auf einer grüngestrichenen Parkbank sitzen und auf sie warten, hinter ihm, zwischen aufgestapelte Stein-Artefakten, eine Pinie mit den grasgrünen langen Nadeln und den zweierlei Zapfen, dahinter Zypressen.

Widerwillig setzte sie sich zu ihm hin. Sie verscheuchte den Gedanken, dass Zypressen als Totenbäume galten. Persephone hatte welche in der Unterwelt.

Theseus erzählte, er melde sich freiwillig für Überstunden. Aber die Firma misstraue am meisten den eigenen Leuten. Wie in einer Geheimdienstorganisation bekomme er nur gerade so viele Informationen, wie zur Ausführung eines Arbeitsschrittes nötig war, mehr nicht. »Es ist, als befände ich mich in einem schalldichten Raum und weiß zwar, dass es neben und über mir abgeschottete Kammern gibt, aber kein Durchgang ist auch nur in Umrissen zu erkennen. Ich fühle mich jede Sekunde beobachtet, ohne selbst hinaussehen zu können. Blind vollziehe ich im tiefen Datennetz die vorgezeichneten Schritte, ohne wissen zu können, wo sie hin führen.«

Dann lächelte er.

»Und du? Hast du was an der Angel?«

Sein Lächeln wurde breiter.

»Wie groß ist der Fisch?« Er bewegte seine Handflächen auseinander. »Vor welcher Küste schwimmt er? Größer?«, fragte Theseus. »Warum wolltest du mir gestern überhaupt nichts erzählen?«

»Die Spur führt nach Zug«, sagte sie monoton.

»Bingo: die haben einen See. Aber warum liegen Steuerhinterziehungsnester meistens am offenen Meer oder an Seen?«

Ariadne schwieg noch immer.

Theseus sagte: »Ein System, das sich von selbst nicht reformieren will, zerbricht an seinen undichten Stellen, wenn nur der Druck von außen stark genug wird. Verzeih, du bist ja eine sanfte, völlig gewaltfreie Revolutionärin. Du hast

doch nicht schon jetzt Mitleid mit diesem Insider, der dir Informationen zu spielen will?«, hauchte er ironisch.

»Es ist noch gar nicht sicher.«

»Du bist sauer, weil ich da oben stand.«

»Es war unklug, die Operation zu gefährden.«

»Verzeihung, ich wollte nur sicher gehen, dass euch niemand folgt.«

»Das hättest du mir überlassen können.«

»Es geht darum zu bestimmen, wie viel des Griechenland entgangenen Steuervermögens sich zum Beispiel nur schon in der Schweiz befindet, speziell im Schlupfloch Zug«, sagte er heftig, »und in welcher Form: Briefkastenfirmen, unter dem Anwaltsgeheimnis betreute Bankeinlagen, versteckte Firmenbeteiligungen. Ich habe ihn heute Morgen im Hotel beobachtet. Ich sah ihn am Frühstückstisch. Sein Teller quoll über von Würstchen, gebackenen Eiern, Schinken, Käse, Marmelade, Butter – er aß alles durcheinander. Ich glaube, er ist nervös. Stell dir eine flache kleine Schale mit griechischen Joghurt vor, mit etwas Früchtesalat überstreut. Und daneben eine Schale Haferflocken, wie du sie immer dazu isst. Nun nimm einen Kaffeelöffel voll der Haferflocken ...« Theseus hielt die Hand in die Höhe. »Nimm an, es seien die möglichen Steuereinnahmen eines ganz gewöhnlichen Staates für ein Jahr, und ich verstreue diese Flocken auf dem Teppich ... Es geht um die Vorstellung. Dann würde ich mich niederknien und würde versuchen, jede einzelne Haferflocke mit den Fingern wieder aufzulesen. Ich würde sie vielleicht gleichzeitig zählen wollen. Die großen Flocken zuerst, Minuten vergehen, dann die mittelgroßen. Du würdest mich mitleidig belächeln. Ich selbst hätte das Gefühl, nie an ein Ende zu kommen, denn noch die kleinen Bruchstücke der zu Boden gefallen Flocken gleichen einem wahren Sternenhimmel. Ich würde verzweifeln, es wäre mir unmöglich, die ursprüngliche Menge der Haferflocken je wieder auf diesen Löffel hier zu bringen. Außerdem wären sie inzwischen verschmutzt ... Genau vor dieser Aufgabe steht der griechische Staat.« Er senkte die Hand.

»Und das war nur ein Kaffeelöffel voll«, sagte sie. Sie nahm den Gesprächsfaden auf. »Ein Löffel Zug, ein Löffel Zürich, ein Löffel Genf, ein Löffel Cayman-Inseln, ein Löffel Panama, Jersey-Inseln usw. – es braucht einen Staubsauger, willst du das sagen?«, fragte sie und schob ihren Arm um den seinen.

»Dein Informant griff während dem Essen dauernd nach der Serviette. Ich war nahe daran, zu ihm hinzugehen und ihm zu sagen: »Wissen Sie nicht, dass es falsch ist, sich nach dem Essen gleich die Lippen zu wischen – es beeinträchtigt den Verdauungsvorgang. Die Lippen sind ein Sinnesorgan und signalisieren dem Körper, jene Säfte zu produzieren, die es braucht, um die Nahrung aufzuspalten. Das Nachschmecken des Aromas schützt vor Gastritis. Ich sehe Ihnen doch an, dass Sie an einer Magenentzündung leiden! Wenn wir die Lippen dem unbewussten Spiel überlassen, sich selbst zu säubern, halten wir uns gesund. Ich hätte ihm sagen wollen: ›Typisch – Probleme der Übermaßes, wenn wir nicht

mehr wissen, wann genug ist und wie viel zu viel ist.« Er hätte vielleicht geantwortet: »Was wollen Sie von mir?«

Sie unterbrach ihn spielerisch: »Dann hättest du ihm die Haferflockengeschichte erzählt. Er hätte dich ungläubig angeblickt. »Sagen Sie es bitte ohne Sinnbilder und verstreute Flocken, leise, damit niemand mithört, aber deutlich genug, dass ich begreife. Er heißt Max. Aber wir dürfen ihn im Komitee nicht so nennen. Kennwort ist Train. Diese Reise nach Athen war eine Ausnahme. Es würde auffallen, wenn er sich regelmäßig ins Ausland begäbe. Die Übergabe der Informationen ... die ich von ihm erwarte ... muss da erfolgen, wo er arbeitet. Er kann die Daten nicht aus dem Gebäude rausbringen, nicht mal aus seinem Computer. Was er auch herunterlädt, wird protokolliert, die haben eine Sicherheitsabteilung, die kein Leck zulässt. Er sagte mir: »Sie müssen in mein Büro kommen, verstehen Sie? Sie werden eine Kamera bei sich haben, mit viel, sehr viel Speicherplatz. Keine Einzelbilder. Es darf nicht länger als eine Minute dauern. Welche Datei ich wie lange öffne, wird in Echtzeit registriert. Mein Computer ist der größte Petzer, den es gibt. Sie werden als meine Kundin auftreten. Im Beratungsraum wird ein ungestörtes Gespräch möglich sein. Dann nehmen Sie einen Stuhl, setzen sich neben mich und sehen, was ich auf meinem Bildschirm sehe – ich werde endlose Listen herunterscrollen, als ob ich was suche, das ist alles. Ich will auch nichts dafür.«

Theseus sagte: »*Train*, wie sein ganzes Land, hat von allem zu viel, das bedrückt ihn. Er wird lernen, verdammte Flocken zu essen.«

»Ich denke, ich beginne ihn zu mögen. Er rief mich mitten in der Nacht an und sagte: »Es gibt Leute, die sagen, Lernen sei das einzige Vergnügen, das wir nie zu bereuen brauchen.«

»Da spüre ich ihn wieder, deinen Grundsatz: »Was ich tue, tu' ich nicht weil es gut, sondern weil es schön ist«, sprach Theseus. »Leider können sich darauf auch alle berufen, die selbtherrlich regieren, wie demagogisch, diktatorisch oder offen tyrannisch auch immer. Train und seine Firma sind Teil des Schatten-Banken-Systems, das nicht den gleichen regulatorischen Bestimmungen untersteht und exorbitante Renditen erzielt.«

Sie sah Wortlos gegen die Theaterruinen. Theseus versuchte es andersrum. »OK, du hast jetzt schon Mitleid mit ihm. Train ist ein guter Mann. Er hat sich für unsere Seite entschlossen. Auch ich würde mit ihm fühlen, wenn er bestraft würde. Ich komme den Leuten im Komitee immer mit derselben Geschichte, wenn das Herz gegen den Verstand steht. Sisyphos – gibt es einen, der, spätestens seit Camus über ihn schrieb, mehr Mitleid in uns erregen würde als er, der müde und schweißgebadet in scheinbar sinnlosem, aber stets neu unternommenem Versuch einen schweren Stein hochrollt, nur um ihn in einer Staubwolke wieder ins Tal hinabrollen zu sehen, denn je näher Sisyphos dem steiler werdenden Gipfel kommt, desto größer wird tückischerweise das Gewicht des Felsens. Aber Sisyphos galt seiner eigenen Zeit als der größte lebendige Schurke, er stahl Rinder, vergewaltigte, verriet ein Geheimnis des Zeus; ja, er fesselte, deswegen

ein erstes Mal bestraft, im Tartaros den Gott der Unterwelt, Hades, so dass eine Zeitlang niemand sterben konnte, selbst die Mörder und Räuber nicht, obwohl ihnen der Kopf abgeschlagen worden war; er beschwor Persephone, ihn wieder an die Oberwelt zu lassen, brach aber schmachlich das Versprechen, das er ihr gab; Sisyphos lebte vom Raub, tötete Gutgläubige, benutzte jede List, um sich einen Vorteil zu verschaffen – nur deshalb verhängten die olympischen Gottheiten eine so eine harte Strafe über ihn. Im Übrigen ist dieser riesige Stein vermutlich sowieso nur ein Symbol für die die Sonnenscheibe, als die sich die Antike unser Zentralgestirn vorstellte, und der Hügel ein Sinnbild für das Himmelsgewölbe, auf der die Sonne immerfort aufsteigt und niedersinkt. Dein Mitleid ehrt dich. Aber Max wird, wenn es ihn erwischt, die Strafe tapfer tragen und sich nicht kleinkriegen lassen, damit rechne ich. Es darf dich nicht belasten.«

VIII

Zur Tarnung stieg sie, vom Flughafen Kloten kommend, eine Nacht im berühmtesten Dolder Grand ab. Es lag auf dem Zürichberg, seitwärts wie eine Burg an einen Wald herangebaut. Der Blick fiel über einen Golfplatz mit betörendem Hellgrün auf das Blau des Sees, der im Schatten versank, während die Berge in der Ferne in ihrem unempfindlichen Weiß noch lange nachleuchteten. Von den Umtrieben der Bankenstadt tiefer unten war nichts zu spüren, außer der dezente tiefe Klang zugeschlagener Wagentüren im vollgestellten Innenhof.

Am Hoteltelefon hatte sie als Erstes die Nummer in Zug gewählt und sich einen Termin geben lassen. Sie schlief schlecht, war eine der ersten beim Frühstück und beglich die Rechnung in bar. Die Fahrt im Taxi war ebenfalls teuer, die auf Franken lautenden Ziffern auf dem Zähler sprangen wie bei einem Spielautomaten. Quer durch den Morgenverkehr Zürichs ging es über ein hässliches Stück hochgelegter Autobahn aus der Stadt hinaus. Die gefährlich enge Hauptstraße wand sich dann neben Eisenbahngleisen einem Fluss entlang in ein stark bewaldetes schmales, unmerklich ansteigendes Bergtal, an dessen Ende sich die Landschaft endlich weitete und hinab zu einer mit Obstbäumen und seltsam deplatzierten Büropalästen übersäten Ebene im Vorfeld der Stadt Zug führte.

Den Fahrer bat sie, an der Uferpromenade anzuhalten. Sie wollte das letzte Stück zu Fuß gehen. Der See war von hellem Grau, in der Ferne von glänzendem Weiß. Zug war in früheren Jahrhunderten eine fest ummauerte, kriegerische Stadt gewesen. Nicht Fischfang, nicht handwerkliches Gewerbe und Kleinhandel hatte den Ort reich gemacht, sondern der Verkauf von Söldnern. An solchen Verträgen verdienten die Stadtoberen. Sie stellte sich vor, wie die Jugendlichen aus dem Ort und dem Umland ihre Gefühle niederringend in Schlachten ziehen, wie sie Menschen neben sich und vor sich sehen, die tötend noch das eigene Leben verlieren. Aus sich selbst, dem Wesen mit flaumigen Bart, eine Kriegsgurgel

gemacht zu haben, die den Anblick des Schlachtens aushält, war negative Arbeit, dachte Ariadne. So höflich und ausgeglichen die Leute auf der Straße wirkten, sie alle waren Überlebende solcher vergangener Kriege. Die Ruhe und Ordnung war durch gewinnbringendere Formen des Verdienens am Blutvergießen erlangt, in fernerer Ländern. Rüstungen, Fahnen und Mordwerkzeuge von damals standen längst im Museum; die heutigen Schlachten wurden im Anzug mit sauberem Kragen geführt. Wo Ariadne auch hinblickte, an allen Bürogebäuden hingen Tafeln von Advokaturbüros und Notariaten, »Urkundspersonen«, Treuhandfirmen und Holdings. Im Taxi hatte sie sich mit dem Fahrer gestritten: »Niedrigststeuersätze als Standortvorteil anzubieten und so Kapital aus der ganzen Welt anzuziehen, heißt, anderen das Wasser abzugraben, auf den eigenen Acker zu leiten, und die Gesetze und Staatsverträge, die das nicht verhinderten, sind ungerecht, nicht zukunftsgerecht, denn sie bestrafen Fairness und Rücksichtnahme«, hatte sie gesagt, während der Fahrer die Unternehmensfreiheit verteidigte und selbstgerecht meinte, die Staaten, die zu hohe Steuern verlangten oder unsinnige Kriege führten, seien selber Schuld. Sie hatte entgegnet: »Regellos freier, ungebändigter Wettbewerb belässt nur den Siegenden die Freiheit und nimmt sie den Unterliegenden.«

Sie bezahlte und kehrte dem Wagen den Rücken, beschleunigte ihre Schritte. Endlich allein, stand sie still da. Vier Bergketten zogen sich in abnehmender Farbigkeit quer über den Spiegel des Sees. Kleine schwarze Wasservögel mit weißem Fleck auf dem Kopf wippten bei jedem Paddelschlag mit dem Hals vor und zurück. Ariadne hatte Mühe, sich einen Föhnsturm auszudenken, der, in der Zentralschweiz gar nicht so selten, die Wellen gegen die Promenade schlug. Ein verliebtes Touristenpaar bat sie darum, eine Aufnahme zu machen, und fragte, ob der hohe Berg, auf den beiden deuteten, die Rigi sei. Sie wusste es auch nicht und drückte dreimal ab, auch im Breitformat. Platanen reihten sich im Hintergrund, mit der glatten, fleckigen, tarnfarbenartigen Rinde. Sie ließ die Hafenfонтäne und ein Uferrestaurant, das auf einer Tafel den Verzehr mitgebrachten Speisen ausdrücklich verbot, hinter sich, kam an einer Kirschloorbeerhecke und an Rasenflächen vorbei. Dann erst ging sie über einen Basketplatz stadteinwärts, die Aabachstraße hoch. Sie kam gegen einen Bahndamm, der die Straße überbrückte. Weiter links lag, inmitten schroffer Mauern, ein frisch erbaut wirkender quadratischer Betonwürfel – das hiesige Gefängnis –, wie sie schnell merkte. Ein Notstromaggregat stand davor. Dahinter erhoben sich ebenfalls neue Amtsbauten, auch das Gebäude der Polizei. Sie sah eine junge Beamtin in dunkelblauer Uniform mit Pistole, Funk und Schlagwaffe, etwas verhärtet. Vielleicht litt sie unter dem Föhnwind oder war seit der Morgendämmerung auf den Beinen. Auf der rechten Seite musste irgendwo das Bürofenster von Max sein: ins Dreieck zwischen der Straße und den hoch vorbeiführenden Bahngleisen war, leicht geschwungen und auf einem Dutzend weißer schmaler Säulen ruhend, die Fassadenfront das riesige Lakeside Business Center eingepasst. Der Fahrer eines UPS-Lastwagens, den Arm voller Postpakete und mit den gelben

Längsstreifen auf seiner Arbeitsuniform, betrat gerade einen der Eingänge. Eine automatische Glastür öffnete sich.

Ariadne folgte ihm. In auffällig hoher Zahl erblickte sie Schilder von Treuhandgesellschaften, Anwaltskanzleien, Vermögensfonds, Management-Firmen und internationalen Großunternehmen, auch eine chirurgische Praxis und ein Schönheitszentrum waren darunter. Und die Zuger Firma »Autolykos«.

Im von Max genannten Stockwerk nannte sie ihren wirklichen Namen und wurde von einem jungen Assistenten zu einem der Gesprächszimmer geführt. Sie sah sich um. Andere Türen öffneten sich, Männer und Frauen mit Aktenkoffern und Datengeräten tauschten letzte Förmlichkeiten aus, griffen zum Telefon.

»Möchten Sie was zu trinken?«

Auf einem silbernen Tablett standen zwei Gläser. Die Etikette an der ungeöffneten Flasche hob die Natürlichkeit des Quellwassers hervor und zeigte einen unberührten Gletscher.

»Sogar Säulen haben wir anzubieten, nicht wahr?«, sagte Max alias Train, der Mann von der Athener Hotelbar, leise, als er mit eingeschaltetem Gerät auf dem Arm eintrat und ein Lächeln probte. Jetzt erst sah ich einzelne silberne Streifen in seinem Haar. Der Monitor warf einen Lichtschimmer gegen sein Gesicht. Er hob den Zeigefinger gegen die verschlossenen Lippen.

Ariadne öffnete ihre Handtasche und zog die Kamera hervor.

Leiernd fuhr er fort: »Was immer wir tun, herstellen, vorfinden, suchen oder uns ausdenken, der Spaßfaktor bei allem bemisst sich nach der Abwesenheit von Ärger und Unlust. Ruhe und Sicherheit anzubieten ist das Gewinnmodell unseres Landes. Jenseits der Grundbedürfnisse basiert die Ökonomie der Zukunft nur noch darauf.«

»Und wo bleibt die Liebe?«, fragte sie.

Irritiert meinte er, bemüht, die Kontrolle der Lage nicht aus der Hand zu geben: »Die Liebe ist eine Leidenschaft, die unserem eigenen Willen folgt und sich ihm gleichzeitig entzieht. Mal fällt sie uns unversehens zu, mal bleibt sie unauffindbar; mal entsteht sie erst aus Gewöhnung, mal beschränkt sie sich auf einen Augenblick.«

»Ich sehe, das sind also die Kapitulimiten, die Ihre Firma vorsieht«, sagte Ariadne ins Blaue hinaus, während die Aufnahme lief.

»Die Dienstleistungen unseres Instituts werden weltweit geschätzt ...«

Vor Ihren Augen wanderten Namenslisten und Zahlenreihen. »... wir sind auf individuelle Lösungen spezialisiert – die Kosten, die für sie anfallen, sind angesichts der in Aussicht stehenden Einsparungen sehr gering. Unser Haus ist dem Grundsatz verpflichtet, dass das, was ein Mensch besitzt, allein seine Sache ist und als Eigentum besonderen Schutz, besondere Pflege verdient. Desgleichen muss es für eine juristische Person die freie Wahl des Steuerorts geben, das gehört zum Gedanken des ungestörten Wettbewerbs. Wenn bei uns eine Mindestkapitalhöhe Voraussetzung ist, haben Sie dafür sicherlich Verständnis. Die Dis-

ktion und die Absicherung der Transaktionen gegenüber Dritten ist mit einem gewissen Aufwand verbunden.«

Kaum hörbar und fast ohne die Lippen zu bewegen murmelte er: »Ein alter Mann mit tief eingeschnittenen Gesichtszügen, der sich auf einer Parkbank am See einmal zu mir setzte, vertraute mir an, was das wirklich Schreckliche am Alter sei. ›Nicht das Älterwerden‹, sagte er mit Augen, die im faltigen Antlitz verzweifelt jung erschienen, ›sondern wie unabweisbar es vor dir liegt, was du im Leben alles hättest anders tun müssen.‹ Mit regungsloser Milde registrierte er meinen scheuen Blick. Ich war reserviert, weil er mich einfach ansprach. Da sagte er: ›Sie können sich nicht vorstellen, wie schnell alles vorüber ist – das konnte ich auch nicht.‹ Mir war, als sehe er durch mich hindurch. Traurig fügte er hinzu. ›Immer waren es Sekundenentscheide – ich hätte stets auch anders handeln können, das ist das Verrückte! Wissen Sie was? Meistens war es nur falscher Stolz.‹ Da erst begann ich ihm zuzuhören. Er bemerkte es und fuhr fort: ›Wenn Ihnen andauernd Dinge einfallen, die längst vergessen schienen, plötzlich wieder auftauchen, werden Sie merken: Nichts ist vergangen. Glück in seiner beständigsten Form ist, sich nichts vorwerfen zu müssen. Wir selbst sind es, die über uns zu Gericht sitzen am Ende. Unnachsichtig. Wer meint, die Furcht vor dem Tod sei das Schlimmste, irrt sich. Nein, es ist die Erkenntnis, was unser Leben war.‹ Ein matter Glanz schien ihn zu umgeben, als er mich anlächelte, sich wieder erhob und wortlos wegging.«

Als Ariadne das Gebäude verließ, wandte ein Mann gezielt den Kopf zu ihr um. Er stand neben dem Eingang und drückte gerade eine hässlichen Zigarettenstummel aus, als hätte er sie erwartet. »Ich erinnere mich – Athen? Stimmt's?«, sagte er und hustete.

Sie erkannte ihn. Er hatte an der Bar des Tagungsrestaurants »Aigli« neben dem Kollegen Max gesessen, mit dem sie nachher bis tief in der Nacht zusammensaß – und aus dessen Verhandlungsbüro sie gerade kam. *Die Gebühren sind Ihnen also einstweilen zu hoch, verstehe, und sie möchten auch keine Korrespondenz, selbstverständlich. Keinerlei Korrespondenz, niemals: Viele Kundinnen und Kunden wünschen das und lassen sie hier abholen* – Trains alias Max' Abschiedsworte klangen noch in ihr nach. Sie war nicht gut darin, sich zu verstellen und hasste alles Vorgetäuschte, Fingierte und Vorgespielte. Sie überlegte: ›Ich bin die Vertraute eines griechischen Erben, der ein beträchtliches Vermögen klug verwaltet wissen möchte. Aber der hier nimmt mir diese Legende nicht ab; er hegt einen Verdacht. Weshalb? Er nimmt mich in Beschlag. Das widerspricht den strengen höflichen Umgangsformen dieser Kanzlei. Sie saßen nicht mehr an einer Bar in Athen.‹ Unwillkürlich drückte sie ihre Tasche fester an sich und zögerte einen Moment zu lang, denn schon sprach der Mann weiter: »Ich habe gehört, es gebe ein Kinderbuch von Ihnen.« Das Lächeln schien nicht ganz echt zu sein. Hatte Max nicht dicht gehalten, oder für den Fall vorgesorgt, dass die Vorgesetzten ihn ausquetschten?

»Sie mögen keine Kinderbücher?«, wehrte sie ab.

»Nicht alle unserer Mandantinnen und Mandanten tun so etwas – Kinderbücher schreiben.«

»So viel *ich* hörte«, bemerkte Ariadne, »ist die gewöhnliche Kundschaft hier ungewöhnlich erfolgreich, leistungsfähiger als ich persönlich es vielleicht zur Zeit bin. Unter einer gewissen Kapitalhöhe braucht niemand hierher zu kommen.«

»Täte mir leid, wenn Sie das nicht gewusst hätten und enttäuscht wären«, sagte der Mann mit schneidender Stimme. »Es ist sehr ruhig am Zugersee, die Bodenpreise sind horrend. Das muss mit einberechnet werden. Die Menschen lieben geordnete Verhältnisse, führen ein unaufgeregtes Leben. Solange das ungestört so bleibt, zahlt sich das aus. Das wollen wir doch alle, nicht?«

Ariadne dachte: Ein *wir*, das nur wenige einbezieht, die weitaus größte Zahl aber ausschließt, kann niemals ein *alle* sein. Sie deutete einen Gruß an und ging weiter. Wieder hefteten sich ihre Augen an der Betonmauer des Gefängnisses. Es kam ihr absurd vor, dass Max lediglich die Straße zu überqueren haben würde, wenn es schiefging. Sie schlug die entgegengesetzte Richtung ein. Der Platz vor dem Bahnhof senkte sich zur tiefer gelegten Eingangshalle. Davor stand als Skulptur ein marmorner Trinkbrunnen. Sie konnte nicht widerstehen und nahm einen Schluck. »Ich bin frei und werde nicht verhaftet«, dachte sie. Sie spürte, wie ein Lächeln über ihr Gesicht ging.

Niemand folgte ihr zwar sichtlich, aber ihre Datenspur konnte sie nicht löschen. Sie nahm den nächsten Flug zurück nach Athen. Beim Abheben fühlte sie eine tiefe Erleichterung.

Neben ihr war ein Junge in ein Computerspiel vertieft. Irgendwo im Universum vernichtete sich eine sehr weit fortgeschrittene menschenähnliche Zivilisation aus Dummheit und überflüssigem Streit. Die übriggebliebenen künstlichen Lebewesen amüsierten sich, weit abgelegene Welten fernzusteuern, unter ihnen die Erde. Die überlegenen technischen Mittel erlaubten ihnen das. Angeblich ging das schon seit Jahrtausenden so. Zuerst hatten sie den Erdlingen, die gerade mal das Feuer beherrschten, das Wissen um die Eisen- und Waffenherstellung geschickt. Damit fing es an. Die Menschen beharren auf ihren Willensentscheidungen, ahnen nicht, woher ihre Geistesblitze und unnachvollziehbaren dramatischen Gemütsentscheidungen kommen. »Nicht alle werden ferngesteuert und nicht zu jedem Zeitpunkt ...«, sagte er der Junge, als er spürte, wie sie ihm über die Schulter zuguckte. Es schien ihn nicht zu stören. Er schenkte ihr sogar ein Lächeln. »Geht es Ihnen gut?«, fragte er. – »Sehr gut, ja, und dir auch, wie ich sehe«, sagte sie. Da erst griff sie zur Internationalen Ausgabe der New York Times, die sie sich eilends noch besorgt hatte.

Als die »Liste« im Internet erschien und Berichte über »das Leck am Zugersee« die Zeitungen füllten, stellte sich zu Ariadnes größten Überraschung ihr Informant Max der Polizei. Zuvor gab er eine Pressekonferenz und erklärte, ein Ereignis habe immer viele Ursachen: »Wer erklären will, warum ich tat, was ich tat, weiß mehr als ich. Vielleicht ist alles nur darauf zurückzuführen, dass ich in der Morgensonne Athens plötzlich einen Blick auf mich und mein Frühstück spürte, und mich innerlich umstellte, oder ich damals von einer Person diskret auf einen Spruch Molières aufmerksam gemacht wurde, wir seien auch dafür verantwortlich, was wir *nicht* taten und doch hätten tun können, wenn es gilt, Leidvolles zu verhindern.«

Wie sich herausstellte, stand er kurz vor der Enttarnung und kam seiner Verhaftung zuvor. Die Polizei hatte Aufnahmen einer Überwachungskamera des kantonalen Gefängnisses ausgewertet, welche direkt auf die andere Straßenseite, auf die Fassade und somit auch auf das Stockwerk gerichtet, in dem die Firma »Autolykos« eingemietet war. Die Sonne stand gerade so, dass der Blick der Linse nicht abprallte, sondern mit Leichtigkeit durch die Scheiben fiel. Ariadne erinnerte sich noch, dass ihr heiß war, und sie ihn eigentlich bitten wollte, die Rollläden herunterzulassen, aber sie schon die Hitze auf ihre Nervosität und wollte ihn nicht zwingen, Verdacht auf sich zu lenken. Die Aufnahmen zeigten mit groben Pixeln wie er ihr den Bildschirm seines Rechners zudrehte und sie zu filmen begann. Der Zeitcode der Überwachungskamera überschnitt sich: das Protokoll der Sicherheitsabteilung von »Autolykos« zeigte unumstößlich, dass Max die geheime Datei geöffnet hatte. »Verletzung von Anwaltsgeheimnissen, Vertrauensbruch und ungereue Geschäftsführung«, hieß das.

Zwar kam er vergleichsweise glimpflich davon, da keinerlei Eigennutz im Spiel war, wie das Gericht erklärte, ein Teil der Medien aber schlachtete ihn ab.

In Abwesenheit war auch Ariadne angeklagt – eine Zivilklage der Firma forderte hohen Schadenersatz.

Da stand sie, meine jüngere Schwester, also eines Tages wieder vor mir.

»Kalliope, ich glaube, ich brauche deine Hilfe.«

Die sagte ich ihr natürlich sofort zu. Ariadne erzählte lange, bis zur Erschöpfung. Dann war ich an der Reihe. Zwar wusste sie aus vielen kleinen Mitteilungen der letzten vergangenen Jahre – und sah es auch in unserer Wohnung –, wo ich mittlerweile in meinem Leben stand. Doch fühlbar werden Dinge zwischen Geschwistern erst Angesicht zu Angesicht, wenn sich ein Zustand einstellt, in dem es nicht mehr unausgesetzt um Meinungen und das natürliche Wetteifern zweier lebendiger, unterschiedlicher Körper geht oder darum, nach allen Regeln der Kunst Aufmerksamkeit zu erregen, sondern es dazu kommt, dass zwei Menschen, die sich durch und durch zu kennen glauben, ihre Persönlichkeitskostüme abstreifen können, um für einigen Augenblicke ganz unbewusst zu werden, wie sonst nur vor dem Einschlafen oder in den kostbaren Momenten nach dem Auf-

wachen, in jenen Momenten also, in denen wir die größte Klarheit über uns selbst erlangen.

Auch bei mir hatte sich inzwischen viel getan. Ich lebte längst nicht mehr allein und hatte zweimal geboren.

Wären es zwei kleine Töchter gewesen, wie einst Ariadne und ich, wäre es mir leichter gefallen, mich in sie hineinzudenken, dachte ich manchmal. Doch es waren zwei Jungen. Ich war froh, dass mein ziemlich ungewöhnlicher, nicht einfach zu umschreibender, vielbeschäftigter Freund – Lan – sich um Krippe, Kindergarten sowie, beim Erstgeborenen seit neuestem auch um alles Schulische kümmerte. Denn ich war noch immer als Anwältin tätig. Was mir unbekannt war, schien Lan als Mann umso vertrauter. Auch er behielt seinen Beruf, der ihn meist erst abends und nachts forderte – als Musiker.

Der ältere Junge spielte, keineswegs zufällig angesichts des Vaters – zu dem ich gleich kommen muss –, in jeder freien Minute Gitarre und besann sich bereits (etwas vorzeitig, wie ich fand) auf jene Worte, in denen jede Generation neuer Heranwachsender sich selbst auf die Spur kommt. Der Jüngere, dessen Bett in Ariadnes Zimmer stand, war noch zu klein, um sich außer Spielzeug und Essen und Zuwendung sonst noch was zu ersehnen. Es war merkwürdig, die eigenen Kinder auf derselben Pneuschaukel zu sehen und mit jeder Muskelfaser mitzuempfinden, wie sie nunmehr den Punkt der Schwerelosigkeit suchten. Ariadne kannte selbstverständlich die Kleinen – von kurzen Besuchen bei den üblichen »Gelegenheiten«. Sie verstand sich auch mit Lan. Ihr eigenes, geheimes Archiv hatte sie inzwischen in meinem Zimmer, dort schlief sie auch, wenn sie bei uns war, als »Tante« stets hochwillkommen. Denn nie kam sie ohne Geschenke für ihre »Neffen« – es war seltsam, dass alte, abgelebte Verwandtschaftsbezeichnungen sich plötzlich erneuerten. Für ein Kind da zu sein, erwies sich als ein hochformeller Akt.

Lan war nicht nur als Vater der Kinder eine feste Größe in meinem Gefühlsleben geworden, sondern ganz einfach auch deshalb, weil ich ihn und er mich zu vermissen begann, sobald wir uns eine Weile nicht sahen. »Vorgegeben oder gar vorbestimmt war das alles nicht«, sagte ich Ariadne. »Er war zuvor bekannt als ein Mann mit apollonisch vielen Geliebten.«

Die Reihe der Merkmale, die eine Person eindeutig beschreiben und dieses menschliche Wesen unverwechselbar macht, geht ins Unendliche – und ergibt nie die ganze Identität. Aristoteles zufolge beginnt es mit dem Namen, auf den wir hören, erkennbar an der einfachen Situation: »Wenn wir aus einer Zahl sitzender Personen eine rufen lassen wollen ...« Er war Gitarrist, ein Licht- und Genussmensch, in seiner Rolle auf der Bühne aber ein gefallener Engel, der Vergabung für etwas sucht, was er nicht wirklich bereuen kann und das doch auf keine Weise zu entschuldigen ist. In den Songs kam sein anderes Ich auf der Suche nach Reinheit und Mäßigung immer wieder vom Pfad ab, wie er gelegent-

lich auch noch selbst: wird »schuldig«, durch Ungeduld im Kleinen oder blinde Rachegefühle angesichts von Verbrechen, die ihn erschüttern, im Großen. Obwohl es nur um eine seiner Balladen handelte, hing ihm in der öffentlichen Wahrnehmung an, einmal einen anderen Menschen »ermordet«, zumindest dessen Tod mitverschuldet zu haben. Die Band, in der er spielte, bediente eine Zeitlang das Gerücht mit kryptischen Textzeilen, statt die Sache klar zu dementieren.

So hatten wir uns auch überhaupt kennengelernt. Auf mich als Anwältin kam er durch Ariadne, für deren Organisation er einmal pro bono auftrat. Ein durchgeknallter Typ hatte ihn mit gefälschten Beweisen vor ein Gericht gezerrt, das Ganze dann als Kunst der Irreführung medial hochgezogen und das filmische Geständnis der Fälschung noch vor meinem Plädoyer exklusiv an einen Privatsender verkauft.

Diese Story blieb auch an mir hängen, aber wir glaubten, den lästigen Vorfall hinter uns zu haben. Eine Ehe gingen wir nicht ein, aber unterschrieben uns gegenseitig eine Pflegevereinbarung, die Erziehungsbevollmächtigung, Testamentsvollstreckung und den ganzen nötigen Kram, um vor dem Gesetz als Paar zu gelten – in Einzelverträgen, jederzeit kündbar, außer was die Kinder betraf. Wir beiden fanden, Liebe soll keine Pflicht sein, sonst höre sie auf, eine zu sein. In einem seiner Lieder hatte er das beschrieben: »Es gibt nichts Schrecklicheres als den Zorn, die Verachtung und den Hass eines Menschen, der, wie du, zu keiner Liebe fähig ist, und sich durch dich verlassen fühlt, ganz an den Rand gestellt sieht, nur weil du dich nicht für ihn interessierst und du die Folgen nicht begreifst.«

Nie dachte ich, dass ich ihn verlieren würde. Mit einer Trennung musste ich rechnen, aber dann wäre Lan mir als Musiker erhalten geblieben, ich hätte unbenutzt mit dunkler Brille an seine Konzerte gehen können, um die Erinnerungen wieder wachzurufen.

X

Ariadne hatte die schlechte Idee, den Mann aus Zug in seiner Zelle zu besuchen, obwohl sie selbst von der Schweizer Polizei mit Haftbefehl gesucht wurde. Sie überquerte die Grenze mit der Bahn. Einen Ausweis brauchte sie nirgends vorzuweisen. Es war Anfang Mai. An der Strandpromenade der Stadt Zug blühten Narzissen im Gras. Sie war noch unschlüssig, wie sie es anstellen sollte, in der Haftanstalt vorgelassen zu werden und hielt vor einer Konditorei. Die Spezialität waren Zuger Kirschtorten, mit Puderzucker bestäubt. Aufsgewohnt kaufte sie sich eine – als Mitbringsel. »Der Name ist markengeschützt«, sagte die Verkäuferin, »seit 1922, es gab zu viele gefälschte Kirschtorten; die Rezeptur muss Zuger Kirschwasser aus destillierten Bergkirschen enthalten, die gelten als die besten.«

»Und was ist sonst Geheimnisvolles drin?«, fragte sie.

»Nichts, außer Bisquit, Buttercrème und ein Japonaise-Boden.«

Sie hatte seine alte Adresse herausgefunden und stand vor dem »Seepark« genannten Block. Die Balkons in der rundförmig bauten Fassade und die gelben Markisen wirkten italienisch. Der Anblick rührte sie.

Zum Gefängnis, das schräg hinter der Promenade lag, waren es zu Fuß keine fünf Minuten. Sie umkreiste das Geviert der hohen Betonmauern. Gegen die Straße und den Gehsteig hin rankten sich etwa ein Dutzend seltsamer Pflanzen hoch, die neben Blättern auch kleine Seitentriebe mit millimeterkleinen Saugnäpfen bildeten. Noch mied sie den Hauptfront. An der Rückseite des Gebäudes gab es eine verschlossene Einfahrt. »Abholer Holzbetrieb«, stand auf einer kleinen Tafel. Lange blickte sie auf das Lakeside Business Center jenseits der Straße. Ob er sein altes Büro vom Zellenfenster aus sah?

Sie entfernte sich vom Gefängnis, wollte erst sehen, was für einen Fluchtweg sie gegebenenfalls einschlagen würde. Sie kam zu einem Neubau, in dem auch ein Hochschulinstitut für Finanzdienstleistungen untergebracht war. Es war ein Bürokomplex mit Lichthof. Hinter einem Schaufenster hing ein Informationsposter: »Sie können ... nicht einfach das sagen, was Sie meinen, und das meinen, was Sie sagen. (...) Sprechen Sie alles an, nur den kritischen Punkt nicht, bzw. formulieren Sie diesen auffallend vage und reden um den heißen Brei herum.« Das schien zwar für die Schweiz zu passen, war aber auf ein fernes Land gemünzt, in dem, wie es weiter hieß, keine Uhrengeschenke gemacht werden sollten, weil sie in Verbindung mit dem Tod gebracht würden und ein geschenkter Regenschirm als Zeichen für Trennung stehe, ja, ein in einem geschlossenen Raum geöffneter Schirm »großes Unglück« bringe.

Neben den in dieser Stadt üblichen Lawine von Holdings und Firmen für Vermögensverwaltung entdeckte sie ein Unternehmen, das eigens »Meeting-Räume und Büros für einen Tag, einen Monat oder ein Jahr« anbot. So ließ sich vierundzwanzig Stunden lang ein Firmensitz vortäuschen, bis alles Vertragliche geregelt und die entsprechenden Gelder woandershin verschoben waren.

Sie kehrte um. Neben dem Gefängnisbau lag das Polizeigebäude. Sie blickte durch die Glastür. Eine Frau in dunkelblauer Uniform mit Pistole, Funk und Schlagwaffe wurde auf sie aufmerksam.

Ariade stellte eine unverfängliche Frage und deutete auf die hohe Betonmauer.

Der Eingang sei gleich um die Ecke.

Ariadne zählte sieben hohe, aber schmale Fensteröffnungen mit rostfreiem Metallgitter. Sie klingelte. Die Tür sprang automatisch auf. An der Pforte stand ein Wärter in seinem Büro und telefonierte hinter der Trennscheibe. Er hatte noch keine Zeit für sie. An der Wand hingen die Bestimmungen für die »Warenabgabe an Gefangene«. Sie stellte die Torte auf die Theke davor. Ein breites Fenster ging auf den Gemüsegarten. Es war sicher aus Panzerglas. Die Betonmauern wirkten verwaschen und fleckig. Neben einem kleinen sprudelnden

Teich gab es violetten Flieder, Beete mit Zwiebeln, Büsche mit Beeren und kleine Fruchtbäume. Sie rechnete nicht damit, ihn sehen zu können.

»Warum haben Sie sich nicht angemeldet?«

»Er hat gesagt, dass er keine Korrespondenz wünscht, niemals.«

»Aber Sie nehmen an, dass er sie trotzdem sehen will?«

»Ja.«

»Dann brauchen Sie zuerst einen Termin beim Direktor.«

Er erhielt einen Anruf mit dem Funktelefon. Sie wandte sich den Holzarbeiten der Gefangenen zu, die auf einem Regal zum Verkauf standen.

»Ich bin nur heute hier.«

»Sie müssen einen Termin abmachen.«

»Die Gefangenen – sie werden also mit Holzarbeiten beschäftigt.«

»Ich gebe Ihnen keinerlei Auskunft.«

»Hören Sie, ich dachte ja nur, wegen der Tafel bei der Garage ...«

»Ich mache jetzt die Türe auf und Sie gehen raus! Sonst rufe ich die Polizei.«

Er sagte es ohne jeden Übergang und ohne emotionale Beteiligung in der Stimme. Das war der Anstaltston. Die Hierarchie wurde hergestellt.

Schon wieder bekam er einen Anruf. Die Torte ließ sie liegen.

Um keinen Verdacht zu erregen, blieb sie auf dem Vorplatz stehen und starrte auf das Notstromaggregat. Dann stapfte sie los ... Sie war noch nicht weit gekommen, als sie hinter sich eine Sirene hörte. In den Scheiben eines Bürogebäudes reflektierte das Blaulicht.

Ihre Verhaftung sorgte für Schlagzeilen in der Presse. Um den Firmennamen »Autolykos« nicht wieder über Tage und Wochen in den Medien zu sehen, zog das Unternehmen die Klage gegen sie zurück.

XI

Die Zeit des auferlegten Nichtstuns in der U-Haft hatte sie für eine Kindergeschichte genutzt. »Die Gans«. Als Ariadne das Flugzeug zurück nach Athen nahm, fand ich sie mit der kleinen Widmung »Für Kalliope« auf meinem Bett.

»Können Tiere eine Persönlichkeit haben? Natürlich, warum nicht? Zum Beispiel Gina. Sie kam als Gans zur Welt, und schon als sie aus dem Gänseei schlüpfte, erstmals die Augen öffnete und sich umsah, wusste Gina, dass sie Glück hatte – und das Glück, wenn sie keine allzu großen Fehler machte im Leben, wohl immer auf ihrer Seite bleiben würde. Zwei Kinder beugten sich über sie, ein kleines Mädchen und ein kleiner Junge, und begrüßten Sie: ›Hallo, du winzig kleine Gans, du hast Glück, du bist nämlich auf einem kleinen Bauernhof gelandet, auf einem biologischen, und wenn du uns hörst, so vernehme: Wir versprechen dir, dich niemals gegen deinen Willen zu mästen und werden dich auch

nicht aufessen, ohne dass du es nicht ausdrücklich so möchtest. Wir haben dich nämlich als Ei dem Nachbarn gestohlen, um dich zu retten. Und dieser Nachbar ... wir wollen dir jetzt keine Angst einjagen, aber dieser Nachbar züchtet Gänse und sie haben nicht lange zu leben und ihr Leben dient nur ihm, diesen Nachbarn, er lässt ihnen keine einzige Freude, die über jene, die Gesetz vorschreibt, hinaus geht. Er beutet deine Geschwister aus, raubt ihnen alles, was sie haben, und dann dreht er ihnen den Hals um und sie landen im Kühlhaus, steifgefroren, und werden verkauft.<

Gina konnte es sich nicht erklären, aber sie verstand den Sinn der Worte, sie verstand die beiden, sie verstand die menschliche Stimme – und verstand überdies, dass sie zwar die Sprache der Menschen verstehen konnte, aber selbst kein Mensch war, dem Äußeren nach wenigstens. Innerlich sagte sie sich: Ich bin doch auch nur ein Mensch. Das hatte Gina nämlich gleich aufgeschnappt, als der junge Bauer hereinkam, mit zwei Briefen wedelte, und klagte, schon wieder seien erstens die Steuern fällig und zweitens die Preise für ... das verstand Gina noch nicht ... gesunken.

Dann versank Gina in behaglichen Schlaf. Das Gefieder trocknete, und behütet lernte Gina laufen. Die Kinder hatten von ihren Eltern die Erlaubnis erhalten, Gina mit aufs Zimmer zu nehmen, und Gina folgte ihnen, wo immer sie hingingen. Wenn sie Schulaufgaben machten, sah Gina zu und lernte so ganz selbstverständlich lesen und rechnen. Auch klang ihr Schnattern in den Ohren der Kinder nicht nur als ein einfaches Schnattern, sondern viel bedeutungsvoller, und wenn sie Ginas Schnattern mal nicht auf Anhieb verstanden, zeigte Gina mit ihrem orangefarbenen Schnabel auf den Bildschirm. Überhaupt war Gina sehr wachsam. Sie hörte alles, und als einmal im Sommer ein Fuchs um das Haus schlich und schon seinen Kopf durch das offene Fenster hereinstreckte, da schlug Gina gleich Alarm. Auch in die Küche durfte sie, bekam allerlei leckeres Grünzeug zugeworfen und gewöhnte sich daran, nicht nur mit den Menschen zu essen, sondern auch ihre Gespräche mitzuverfolgen, mit ihnen fernzusehen und zu lauschen, wenn sie Telefonanrufe bekamen. Ihre Federn durfte Gina behalten, auch als sie größer wurde. Als sie ihre erste Runde drehte, zu einem lauten Holla der Kinder, sah sie von hoch oben, dass nicht sehr weit vom Hof, auf dem sie lebte, ein viel größerer war – eben jene Gänsefarm, von der sie ursprünglich herkam. In keckem Tiefflug erkundete sie die engen Gehege, in denen ihre Brüder und Schwestern eingesperrt waren und offen gesagt kaum Platz hatten, ihren Pürzel zu drehen. Auch stank es, gelinde gesagt, und Gina verstand nun, weshalb die Kinder ihr angewöhnt hatten, ihr Gänseklo zu benutzen, wenn sie mal musste ...

Schnell kehrte sie zurück, denn ihr war nicht entgangen, dass der Besitzer der Gänsefarm ein Netz schwang, um sie einzufangen, und Gina wollte auch nicht, dass die Kinder sich um sie Sorgen machten: mit angehaltenem Atem hatten die ihre Flugmanöver beobachtet.

Gina erklärte den Kindern, dass das alles ganz schrecklich sei und schlug vor, ein Video zu machen. Wer je eine Gans gesehen hat, weiß, dass Gina nicht etwa wie Hühner Krallen, sondern wie Schwäne kleine Flossen hatte, die aber in ihrem Fall nicht schwarz, sondern wie der Schnabel in jenem Farbton war, der zwischen Gelb und Rot liegt. Sie konnte also das auf Video-Aufnahme eingestellte Gerät nicht mit den Füßen ergreifen, sondern hielt es im Schnabel. Mit der Schnabelspitze rupfte Gina sonst Gräser, Kräuter, Salat, Gemüse, Früchte, und mit dem Schnabelrand, in dem sich viele kleine Kerben befanden, zerbiss sie ihr Essen, bevor sie es genussvoll schluckte. Es bereitete ihr also keinerlei Mühe, das schmale dünne mobile Allzwecktelefon mit ihrem geübten Schnabel zu packen und so zu drehen, dass das was sie selber auf ihrem Flug sah, genauso aufgezeichnet wurde. Mit Probeaufnahmen hatten sie das geübt. So wurde Gina zur Regisseurin. Und schon ihr erstes Video erregte viel Aufmerksamkeit. Denn wenn sie flog, ließ sie keinen Laut ertönen, und anders als Drohnen, die unsäglich dröhnen, brummen und sirren, fing sie alle Originalgeräusche ein. Von da an zog sie täglich los. Durch ein Fenster filmte sie, wie schmerzhaft es sein musste, wenn einem ohne zu Fragen die Federn ausgerupft wurden oder durch erzwungene künstliche Ernährung der Magen ›gestopft‹ wurde, damit die Leber krankhaft anschwell und mehr Gewicht auf die Waage brachte. Gänseleberpastete war eine teure Delikatesse.

In ihren gefährlichsten Einsätzen ließ Gina sich auf einem Pfosten inmitten des Massengeheges nieder und interviewte die Mutigsten in diesem riesigen Gefangenenlager, das heißt jene, die noch nicht resigniert hatten und es wagten, ihre Stimme zu erheben. Gina übersetzte die Aussagen am Computer, denn mit dem Schnabel war sie mittlerweile im Schreiben auf der Tastatur schon ganz geschickt. Sie bekam auch bald ihren eigenen Computer und ihr eigenes Allzweck-Sprech- und Aufnahmegerät, und wenn die Kinder in der Schule waren, machte sie sich daran, die kleinen Filmschnipsel zu einer großen Dokumentation zusammenzuschneiden. Im Netz fand sie auch ein Stimmgebungs-Programm, das ihren geschriebenen Worten nicht nun eine akustische Gestalt verlieh, als hätte sie sich Jahre an einer Schauspielschule in der Redekunst und im Sprechvortrag geübt. Sicher, Gina war nicht uneitel, aber wer die Wahl hatte, so wie sie, wer hätte da nicht wie ein Filmstar klingen wollen? Da die Kinder nicht mehr alles begriffen, was sie tat, denn bei Menschen dauert die Entwicklung, so fand zumindest Gina, doch etwas gar lange und ohne es zu wollen, hatte sie die beiden in allen Wissensbereichen längst sozusagen überflügelt, bekam sie auf dem Bauernhof ein eigenes Zimmerchen mit einem eigenen Fenster, denn nachts brauchte sie wenig Schlaf, und sie dehnte ihre Flüge immer weiter aus. Auf den üblichen Plattformen des Netzes signierte sie ihre Filme immer nur mit ›Gina‹. Schon ihr erster Film hatte einen Preis erhalten. Zur Preisverleihung erschien sie nicht. Schickte dafür aber ein Dankesvideo. Sie hielt es für klüger, incognito zu bleiben – unerkannt. Die Eltern der Kinder hatten eigens ein Konto für sie eingerichtet. Aus Geld machte sich Gina nichts, schenkte es den Kindern, denen sie

alles verdankte, und behielt für sich nur gerade so viel, wie sie zum Ankauf immer ausgeklügelterer Aufnahmetechnik benötigte. Jede Woche kam der braune UPS- oder rotgelbe DHL-Wagen und brachte ihr Pakete, die die Kinder staunend für sie öffneten. Natürlich brachte sie ihnen auch alle ihre kleinen Tricks bei, und die beiden machten längst ihre eigenen Filme. Ginas große Nachtdokumentation erregte dann aber wirklich Aufsehen. Sie überflog die große Stadt, die ganz in der Nähe lag, und wenn immer sie Polizeisirenen hörte, war sie als erste an Ort und Stelle. Gina wusste, dass der Sage nach im Jahre 387 vor unserer Zeitrechnung Gänse die Stadt Rom vor der Zerstörung gerettet hatten, und insgeheim hoffte sie, sich einmal ähnlich nützlich zu machen. Die Missionen waren nicht risikolos. Denn unter jenen Stadtbewohnerinnen und -bewohnern, die aus welchen Gründen auch immer den geraden Pfad verließen und glaubten, es mit ungesetzlichen Methoden zu Geld zu kommen, sprach es sich herum, dass unhörbar in Bild und Ton mitgeschnitten wurde, wenn sie Einbruchsdiebstähle begingen, älteren Frauen Taschen entrissen, betrunkenen Jugendlichen ihre teuren Sneakers und Jacken abknöpften. Für diese Aufnahmen hatte ein Pseudonym entwickelt. ›Gustav‹ – nach der Gestalt in Walt Disneys Entenhausen, der Daisy begehrt und wie ein Dandy gekleidet war. Sie band ihm in ihrem Logo eine Maske über die Augen und steckte ihn in einen Tarnanzug, der anderen Bodys des Superhelden-Genre nachempfunden war. In diversen Szenen hielt ›Gustav‹ fest, wie sich Straftäterinnen und Straftäter nach ihm umblickten und in einigen Fällen, wenn sie einen Flügelschlag zu hören glaubten, in seine Richtung schossen. In einem Fall hatte so eine Kugel Gina auch einige Federn gekostet, die aber wieder nachwuchsen.

›Gustav‹ wurde in der Stadt unbestritten zum Star. Die meisten dachten, die Videos, die zur Ergreifung – und Besserung – manch einer Person führten, stammten von einer geheimen Drohne mit neuester Schallschutztechnik aus den Labors der Militärs. Die Zeitungen und die Nachrichtensender munkelten allerlei. Gina merkte, dass sie mit allerlei Geräten angepeilt wurde. Da sie ja als Gans und als Flugvogel über besondere elektromagnetische Wahrnehmungsfähigkeiten verfügte, spürte sie es aber sofort, wenn sie von einem solchen seltsamen Feld von Hochfrequenzstrahlung erfasst wurde – und drehte augenblicklich ab oder ließ sich wie ein Stein in die Tiefe fallen, ehe sie ihren Flug wieder aufnahm. Die wenigen Infrarotaufnahmen, die von ihr kursierten, hatten denn auch nur eine Dauer von Bruchteilen von Sekunden und waren sehr unscharf. In der Öffentlichkeit wurde sehr viel Unsinn in diese Farbschlieren hineingedeutet. Sie war allen ein Rätsel. Dabei sollte es auch bleiben, dachte Gina. Und blieb aufmerksam. Gina alias ›Gustav‹ war gewillt und entschlossen, die Stadt zu retten, wenn es darauf ankäme und wenn eine Gans ganz allein vollbringen müsste, was menschliche Kräfte nicht vermochten.«

Als indirekte Folge des »Zugensee-Lecks« drohte Theseus in seiner schwierigen Mission im Athener Bürohochhaus ebenfalls aufzufliegen. Er bekam einen warnenden Hinweis seines Freundes im geheimen Steuerfahndungsprogramm des Finanzministeriums.

»Nenn mir einen Grund, warum ich untertauchen, gar fliehen sollte!«, rief Theseus ihm durch den Hörer zu. Doch der Freund blieb hart, es gebe Dinge, die er ihm nicht offenlegen dürfe, und es käme aus politischen Gründen ungelegen, wenn aus seiner Geschichte ein »Fall« gemacht würde: »Das Pyrgos Athinou-Hochhaus ist zu bekannt. Wir müssen jede Möglichkeit ausschließen, dass die Kapitalberatungsfirma, die du für dein Komitee auskundschaftest, dich in Verbindung mit unserer Sonderabteilung bringt.«

»Aber ich kann jetzt nachweisen, dass es Verbindungen nach Zug gibt.«

»Du beseitigst in den nächsten sechzig Minuten alle Spuren und verlässt unauffällig deinen Arbeitsplatz. Die haben jemanden auf dich angesetzt. Sie wissen, wer du bist, legten Köder für dich aus, füttern dich beliebig mit Desinformation, um dich in die Irre zu führen und öffentlich bloßzustellen – nicht etwa weil du und euer Komitee so bedeutsam wären. Die wollen, dass die Zeitungen schreiben, der Staat bespitzle sie. Begreifst du endlich? Ich habe dir ab und zu einen Gefallen getan und möchte das nicht bereuen müssen.«

Wie immer, wenn sie zu ihm ging, stieg Ariadne an der Station Ambelokiri aus. Eine steile Rolltreppe führte nach oben. Schräg gegenüber befand sich der Hauptsitz der nationalen Polizei Hellenike Astynomia. Fünf Minuten zu Fuß, dann saß sie an einem der kleinen runden Tischchen vor dem Mikel-Café. Es war kurz vor drei Uhr nachmittags. Theseus stürmte mit zwei Aktentaschen auf sie zu. Eine knappe Stunde zuvor hatte er sie auf der Gartenterrasse im obersten Stock des »Grande Bretagne« erreicht: »Du stopfst alles in deinen großen Rollkoffer und checkst aus. Die Erklärung folgt.«

Sonst mochte sie immer den Moment, wenn die U-Bahn nach Piräus an die Oberfläche kam und langsam durch die Ruinen der Alten Agora fuhr. Der Sitz der Unruhe, nur so viel konnte sie noch denken, liegt einen Finger breit unter dem Brustbein. Da krallt sich ein Nervengeflecht zusammen. Das unangenehme Gefühl steigt aufwärts, ergreift beengend die Kehle. Er hatte ihr vor dem Bürohochhaus seinen Pass und die Fahrscheine für das Schiff übergeben, dann das Telefon außer Betrieb gesetzt, so wie sie auch ihres. Weder er noch sie schauten auf die Uhr. Sie sah nur, dass er bei allem Bemühen ruhig zu erscheinen, schneller atmete. Sie spürte ihr Herz schmerzhaft klopfen. Er sah es ihr an. Sein Mund verengte sich. Er zog seine Wangen ein, hätte auf ihrer Innenseite kauen können. Der Blick war scharf fokussiert, die Haut auf seiner Stirn zum Zerreißen gespannt. Er stand voll unter Adrenalin. »Es wird schon noch reichen«, flüsterte er. Sie steckte sich eine Traubenbeere in den Mund. An einem Stand hatte sie die Früchte gekauft. Theseus wehrte ab. Ihr fiel jetzt erst auf, dass die Ziegel der

einfachen Häuser in Athen rundgebogen waren, nicht flach. Eine wilde Müllhalde mit verstreuten blauen Plastiksäcken flirrte vorbei. Dann kam die Haltestelle des Olympiakos-Fußballstadions mit dem knallrot bemalten Metallträgern und -stangen, die für die Statik sorgten. Aufgegebene Fabrikgebäude wechselten mit unvermieteten Bürogebäuden, bevor der U-Bahnzug an hohen Mauern vorbei im Schienengewirr von Piräus langsamer wurde. Der Bahnhof war ein Schmuckstück aus vergangener Zeit. Starker Wind ging. Afrikanische Händler an Tischen verkauften auf dem heruntergekommenen Vorplatz Sportschuhe und alles Mögliche. Sie riefen Theseus und Ariadne etwas nach. Sie beide achteten nicht auf sie. Aus einem Restaurant drangen die hohe Stimme einer griechischen Sängerin, Bouzoukiklänge und der Duft von gebratenem Fisch. Theseus lief voran. Noch hatten sie kaum ein Wort gewechselt. Ariadne fand. »Wer die Vorsicht zu weit treibt, endet zwangsläufig in der Paranoia.« Da sahen sie die ersten Fähren vor ihnen aufragen. Salziger Duft war zu schmecken. Erste Freude ergriff Besitz von ihr. Auf dem langen Zementfeld hin zum Pier 7 waren sie endlich für sich. »Sie kamen beim Pausenkaffee nicht mehr auf mich zu. Ich fühlte ein Vakuum um mich, das ich nicht deuten konnte. Das Finanzministerium begann gegen sie zu ermitteln. Sie glaubten, dahinter stecke ich. Mir ging es doch nicht um diese Firma, sondern um das, was ihnen allen gemeinsam ist. Die Dinge müssen sich grundlegend ändern, es braucht mehr als Kosmetik.«

Am Landungssteg verstummte er. Die letzten Autos krochen über die Heckrampe in den Bauch des Schiffes, die letzten Passagiere stiegen ein. Die Abfahrt stand kurz bevor.

»Wo hast du deinen Pullover?«, fragte sie.

Der hing soeben noch über den Umhängegurt der einen Aktentasche.

»Du hast ihn verloren, las uns umkehren.«

»Nein, wer ihn findet, soll ihn behalten.«

»Sei kein Idiot. Nachts wird es kalt.«

Widerwillig kehrte er nochmals um, sie hinter ihm her, wieder an den Tischen der fliegenden Händler vorbei, überladen von Telefonen, kleinen Bass-Boxen, Taschen. Auch Frauen standen da, verkauften Schreibgeräte, Parfums.

Da sah sie den Pullover an einem Geländer hängen. Der junge Mann daneben rief: »Warum hast du nicht angehalten. Ich rief: ›Mein Freund, mein Freund!‹«

»Ich war dumm«, sagte Theseus. Sie dachte: ›Aus einem Vorurteil heraus glaubten wir beide, sie wollten uns mit lauterem Anpreisen als sonst nur etwas verkaufen.«

Theseus sagte: »Du bekommst etwas von mir.« Er zog einen Zehn-Euro-Schein hervor und gab ihn ihm. Der fragte, woher sie beide seien. Theseus und Ariadne sagten es ihm.

»Ich bin aus Senegal«, sprach er. Offenbar auch seine zwei Freunde, alle kaum zwanzig. Zwei gaben ihnen die Hand, der dritte das High-Five.

Die Sonne stand über dem Hafen und blendete. Wortlos gingen sie an Bord und Ariadne zeigte bei der Eingangskontrolle die Fahrscheine. Weiter wurde

nichts verlangt. Sie steckte seinen und ihren Pass zurück in ihre Handtasche. Eine Rolltreppe führte über zwei Stufen zum Großrestaurant. Sie spürte den Boden leicht schwanken. Über Außentreppen gingen sie aufs offene, oberste Deck. Sie entdeckte das Gebäude mit der Uhr, zu dem sie Theseus einmal begleitet hatte, und in dem das einstige Unternehmen von Theseus' Mutter seinen Sitz hatte. Die Zeiger zeigten auf siebzehn Uhr neunundzwanzig. Er wich ihrem Blick aus. Eine kühle Perle von Schweiß lief über seine Stirn, ohne dass er sie verwischte. Eine Lautsprecherdurchsage erfolgte, die nur Theseus verstand. Es war nichts, dass sie betraf, denn er rührte sich nicht.

Das Motorengeräusch wurde stärker, die Fähre begann zu vibrieren und legte kaum merklich ab. Ariadne sagte: »Wozu tun wir das eigentlich. Das ist doch völlig geistesgestört.« Sie hasste das Gefühl, vor irgendetwas wegrennen zu müssen. Er stand unbeeindruckt an der Reling. Sie erkannte, dass Schiffe zu seiner Welt gehörten und er sich in den Wellen sicherer fühlte als an Land. Hinter der Uferpromenade drohte ein leerer Büroturm zu verfallen. Ganze Gebäudeplatten aus Kunststoff oder Metall hatten sich gelöst oder hingen schräg herab. Etwas weiter entfernt wurde gebaut, mit gelben Kranen. Sie zählte fast ein Dutzend großer Meerschiffe. Ein kleineres mit dem Namen Panagia Tinou war seeuntauglich und lag in starker Seitenlage vertäut vor Anker. An einem vielgeschossigen Kreuzfahrtschiff hingen, mit gelbem Plastik überzogen, Rettungsboote. Das Wasser war türkisgrün, der Himmel am Horizont mit Dunst überzogen. Zwei Möwen kreisten über dem Wasser. Dieselgeruch lag in der Luft.

Sie wusste noch nicht, dass ihre Bemerkung ihn veranlasste, von diesem Moment an seinen Weg allein zu gehen und aus Sicherheitsgründen jeden weiteren Schritt vor ihr geheim zu halten.

Die zwei Schornsteine ihres Schiffes waren an der Spitze rußig. Schwarzer Rauch stieg auf. Jenseits der Piers zog sich blassgrün und gelb ein Hügelrücken mit Sendeantennen. Unten an der Bootswand wirbelte Schaum auf. Sie ließ den Blick nicht von den Wellen – das sicherste Mittel gegen Seekrankheit. Die Mole lag schon hinter ihnen. Ein anderes Schiff kam ihnen entgegen und tutete. Weiter rechts lag der Frachthafen mit einem Gewirr dunkler Krane. Bleich legte sich der Widerschein der Sonne aufs Meer. Theseus' Haare tanzten in der Luft. Die sanften, karg bewachsenen Hügel um Athen lagen im Spätnachmittagslicht. Ein weißer Siedlungsstreifen zog sich entlang des Strands.

Er sah sie, aber er vermied jeden Blick, der mehr bedeutet hätte. Der Himmel verfärbte sich von hellblau an einem Ende bis zu einem staubigen Gelb anderen, und das Meer von stahlblau im Osten bis zu farblos glänzend im Westen. Sie hatte Durst und knabberte an Mandeln, die sie am Vortag gekauft hatte. Ein Mädchen legte sich mit dem Oberkörper gegen den Wind und hielt ihren breiten Schal wie Flügel über dem Rücken. Einzelne Wellenkämme blinkten weiß auf. Das Schiff überholte einen Frachter. Die Wellen überschlugen sich, wie eine Pendeluhr schaukelte das Deck. Aber es war kein Sturm im Anzug.

XIII

Meine Gedanken gehen zu Lan. Meine Homöopathin, die mir ein Mittel gab, sagte mir, ich solle auch auf die Träume achten – Homöopathie sei eine geistige Medizin. In einem jener Träume, in denen wir kurz vor dem Aufwachen wie Teil eines Films werden, sah ich Len. Er nahm mich wahr. Ich berührte seine Haare. Es ging um ein Fest. Er organisierte es, wurde gefeiert, an den Wänden einer riesigen Halle entstanden Gemälde. Dann werden wir wach und verlieren dieses Paradies des Verlangens, werden daraus vertrieben – finden erst in der folgenden Nacht den Weg dahin zurück. Es gab Tage, ganze Wochen, da lebte ich nur von diesem einen Wunsch, wieder in diese Welt der starken Bilder abzutauchen, Episode für Episode. Es wurde wie zu einer Sucht. Es gibt Menschen, die finden im Gegenteil Nacht für Nacht die reine Hölle vor, geben sich ihr erst am äußersten Rand der Erschöpfung preis, wenn die Kraft der Fingerkuppen, Nägel und der Zähne nicht mehr reicht, sich an den Wachzustand zu klammern, niemals nüchtern. Erst wenn der Tag sie erschlagen hat, liefern sie sich der verdunkelten Seite ihrer Existenz aus. Die Jenseitsvorstellungen der Sagen, Mythen und Religionen bleiben Imaginationen unseren Traumwelten.

Als ich Lem das letzte Mal auf der Bühne erlebte, so erinnere ich mich, hatte ich den Gedanken: Er verliert sich, wenn er liebt, und er liebt, um zu leben. Die Kunst hatte er sich in der Frühzeit vom Mund abgespart. Das verleitete ihn später, als der Erfolg kam, zu Exzessen, als ob sich verpasste Lebenslust auf einen Schlag nachholen ließe. Diese Rechnung geht nie auf. Maßvoll aber stetig wirken Lust und Glück am stärksten. Das ergibt aber keinen Rocksong. Zumindest keinen gewöhnlichen.

An einer der folgenden Nächte war ich als Erwachsene mit dem Tretrroller meiner Kindheit unterwegs, in einer Landschaft, die ich wiedererkannte. Und ein merkwürdiges Wort bildete sich in meinen Gedanken – »Witwentränenfrüchte«. Doch ich darf nicht vorgreifen. Meine Gefühle tun vorerst nichts zur Sache. Es gibt nur diese seltsame Vorstellung, dass es im Leben einen höchsten Punkt gebe – vergleichbar einem Frühling oder Sommer –, und wir danach die beste Zeit hinter uns hätten. Hinreißende Gerüche und unvergleichliche Reize kennt jede Jahreszeit. Der Herbst ist stiller, gewiss. Die Vögel singen nicht mehr oder nicht mehr da. Wir umgeben sich mit zu vielen Tabus – leben in einem schmalen Korridor der Wahrnehmung, zwischen hohen Glaswänden, die wir laufend selbst errichten und sind oft blind für das greifbare Glück. Wer am Ende würde nicht sagen, Gesundheit und Armut hin oder her, die besten Jahre waren die der bedingungslosen Liebe, in ihrer ganzen Unvollkommenheit. Warum sind wir im Traum so viel helllichtiger als mit offenen Augen? Weshalb lassen wir so viele der Briefe, die wir während unseres Schlafs erhalten, unbeantwortet?

XIV

Auf der Fähre ging Ariadne allein los und ließ Theseus stehen. »Er würde mich schon finden«, sagte sie sich. Auf der Backbordseite hing ein orange bemaltes Rettungsboot. Die Schraube des Yamahamotors drehte sich leicht im Wind. Ariadne zählte die weiß lackierten eisernen Kästen für die Rettungswesten. Auch unter den aufklappbaren Doppelsitzen auf dem offenen Deck waren welche, und in ganzen Reihen von Schränken im Innern. Es gab also genug. Das Schiff hinterließ einen breiten Gischtteppich. Die Sonne versank hinter einer Insel, die nur noch ein grau-blauer Strich war, unter nachglühenden Wolken. An einer Theke kaufte sie Apfelkuchen und Kaffee und setzte sich wieder hinaus. Der Kellner auf sie genauso abwehrend wie Theseus gewirkt. Sie hielt sich vor Augen, dass die griechische Unabhängigkeit vom Osmanischen Reich noch kein Jahrhundert währte, und schon fühlte sich das Land unter einer neuen Knechtschaft, einer dieses Mal unsichtbaren, die kaum zu fassen war. Plötzlich saß Theseus neben ihr. »Saint George«, sagte er und wies auf eine Insel mit unzähligen Windkraftträdern, die sie gerade streiften. Im tiefsten Violett lag sie scheinbar menschenleer da. Nur die roten Signalleuchten im Drehpunkt dieser Zyklopen blinkten. Auch er hatte sich einen Kaffee geholt. Langsam küsste er sie auf die Wange, dann auf die Stirn. Sie musste nießen. Fröstelnd knöpfte sie sich den Mantel zu. Noch ließen sich Himmel und See im Westen durch eine feine Linie trennen, im Osten schon nicht mehr. Sanft strich er über ihr Haar. Nun erst begann er zu erzählen. Niemand hörte ihnen zu. Sie müssten sich trennen, sagte er. »Der Mann in Zug ... Du musstest abgeschaltet werden. Und jetzt auch ich.«

»Wer hat das entschieden? Irgendein Zentralkomitee, von dem ich nichts weiß?«

Er lächelte säuerlich. »Unsinn. Es gibt nur uns zwei – und in unserem Komitee ist niemand in das eingeweiht, was du tust, Wir arbeiten – und das weißt du, denn das haben wir so entschieden – auf der klassischen ›need to know‹-Basis«, was die klandestinen Operationen angeht. Wir schulden unseren anderen Quellen einen maximalen persönlichen Schutz. Den können du und ich ihnen im Moment nicht bieten.«

»Und wem soll ich berichten?«

»Sollte ich nicht erreichbar sein, wendest du dich im Komitee an die Person, der du Vertrauen schenkst – oder du gehst damit direkt an die Medien.«

»Was soll dieses zweifelnde Gerede? Was hast du vor?«

»Erst mal nichts außer meine Spuren zu verwischen und nachzudenken.«

»Nachdenken willst du? Allein?«

»Zwing mich nicht zu Wiederholungen, bitte. Du wirst es verstehen.«

Ariadne sagte mir später, sie hätte sich gehasst, wenn ihr über die Lippen gekommen wäre, was ihr durch den Kopf ging: So wie er sie gestreichelt hatte, liebte er eine andere. Sie war plötzlich froh um den gefühlsmäßigen Abstand, der er wahrte, und mit einem inneren Ruck vollzog sie den Bruch. Sie wären

kein Paar mehr. Hatten in diesem Augenblick beide Abschied voneinander genommen. Sie waren nur noch befreundet und politisch an derselben Sache tätig.

»Ich werde mich drinnen etwas hinlegen«, sagte er, wie selbstverständlich davon ausgehend, dass sie das nicht gemeinsam, aneinander geschmiegt wie andere Paare, tun würden. Sie blieb sitzen, genoss die Abendluft. Nur noch die Lichter eines fernen Schiffs zeigten ihr ab und zu den Horizont.

Sie kramte das Taschenbuch hervor, in dem sie seit sie in Athen war, keine Zeile mehr gelesen hatte. Nur immer Griechisch hatte sie gelernt. *»Vergiss nie, dir etwas zu wünschen (...). (...). Ich glaube, es gibt keine Erfüllung, aber es gibt Wünsche, die lange vorhalten, das ganze Leben lang (...).«* So weit war sie mit Rilkes »Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« gekommen. Warum nur hatte sie genau an der Stelle aufgehört?

Nach längerer Zeit, in der sie die Stunden nicht mehr fühlte, ging sie wieder durch die schwere Tür nach Backbord, blickte in die Gischt. Es schien zu regnen, so feucht war die Luft von den aufgeworfenen Wellen. In der Ferne sah sie Licht. Sie war nicht allein. Ein Paar küsste sich. Als sie nach vorn zur Spitze des Schiffs ging und die Treppe zum obersten Deck nahm, stand Theseus schon da und starrte in die näher kommende Uferlichterkette.

»Noch nicht Naxos, sondern Paros«, sagte er.

Es regnete nicht. Der Mond stand hell und klar über der kleinen Insel. Wolken pulverisierten Schaums wirbelten dem Schiffskörper entlang. Sie legte ihren Arm um ihn. Die Insel ragte wie ein Hügelrücken aus dem Meer. Jetzt erst sah sie auf einem roten Rettungsring, dass ihr Schiff die »Piräus« war. Die Fähre drehte sich und legte im Rückwärtsgang an. Ariadne zeigte Bewunderung für die Präzisionsarbeit. Eine Minute später fuhr schon der erste Laster aus der Heckklappe.

»Noch eine Stunde«, sagte Theseus. Er sah sie traurig an.

Sie gingen nach unten – die Basketballmannschaft von Naxos kam an Bord, in Trainingsanzügen. Auf den Bildschirmen wurde ein Fußballspiel gezeigt. Theseus war nicht mehr vom Fernseher wegzubringen. Ariadne dachte: »Die Leute nehmen hier das Schiff wie woanders den Zug.«

Es waren Nachbarinseln. Sie mussten nur noch um Paros herum. Der Mond hatte einen schillernden Hof, von Gelb über Rot und zu Blau ganz außen. An unbesiedelten Küstenabschnitten schienen rot die Augen der Windkrafträder auf. Die See wurde rau. Der Wind trug eine Gischtwolke zu ihnen hoch. »Das Mittelmeer ist trügerisch«, meinte sie.

»Was du hier siehst, ist noch gar nicht«, sagte Theseus.

»Wir erreichen den Hafen von Naxos«, meldete die weibliche Lautsprecherstimme.

Theseus machte sich bereit.

»Warum Naxos?«, fragte Ariadne. Er gab keine Antwort. Der Wind ging vielleicht zu stark. Sie duckten ihre Köpfe weg. Sie bezweifelte einen Augenblick, dass er ihre Frage überhaupt gehört hatte. Die Landeklappe war schon ausgefahren. Die Böen trieben das Schiff ab. Der Mann in der Ladeluke warf eine Leine aus. Beim ersten Versuch fiel sie ins Wasser. Das Seil zog das erste dicke Halte-tau nach sich.

Auf dem Pier blickte sie zurück. Die Fähre legte schon wieder ab, in Richtung Santorin, wie die hellrote Leuchtschrift am Heck verkündete. Theseus ging auf einen jungen Mann zu, der ein Hotelschild hochhielt. Sie umarmten sich. Der Wagen hiel vor einem kleinen unscheinbaren Haus. Die Lobby war makellos weiß gestrichen. Ein alter Mann betrachtete sie, sitzend und stumm. Theseus bezahlte – ihr war nicht klar wieviel, denn sie ging mit dem Schlüssel schon ins Zimmer vor. Auf den zwei nebeneinandergestellten Betten waren die frischen Frotté-Tücher kunstvoll zu Segelschiffen gefaltet. Vorsichtig schlug sie eines auf, um die Handgriffe zu lernen: zuerst waren die beiden oberen Ecken einzu-klappen, so dass sich zwei Dreiecke bildeten, die sich am vorgestellten Mast be-rührten; der untere Teil wurde durch zweimaliges Falten zum rechteckigen Boots-rumpf, wobei darauf zu achten war, dass der Saum nach innen zu liegen kam. Sie legte sich gleich hin und schlief ein. Als sie am anderen Tag kurz vor der Dämmerung aufwachte suchte ihre Hand ihn vergebens.

XV

Die ersten Geräusche im Haus hatten sie geweckt. Das Hotel war wie eine Klangkapsel. Wer mit dem Fuß auch nur schon einen Stuhl verschob oder eine Tür schloss, verursachte einen dumpfen Schall, der sich auf das ganze Gebäude übertrug. Durch die geschlossenen Vorhänge drang noch kein Tageslicht, nur der Schimmer einer Straßenlaterne. Sie blickte zur Seite und sah, dass das Bett da-neben unbenutzt war. Nur das Kissen lag leicht schräg. Hatte sie es im Schlaf berührt? Sie machte Licht und fand einen Briefumschlag, mit ihrem Vornamen beschriftet. Also hatte Theseus auf dem Schiff nicht geschlafen, sondern ge-schrieben? Das begriff sie schon nach den ersten Zeilen.

Sie zog die Gardinen und trat auf den Balkon. Der Himmel war schon in hel-lem Graublau gefärbt. Fünfzig Meter weiter, die schmale Wohnstraße hinab, lag das Meer. Sie hörte und sah die heranrollenden Wellen. Sofort kleidete sie sich an. In der Lobby war kein Licht, aber der alte Mann von gestern saß da und rührte in einem heißen Getränk. Sie murmelte auf Griechisch einen Gruß, den er höflich erwiderte, und ging an ihm vorbei zum Strand. Es war eine windge-schützte Bucht. Sie hatte keine Ahnung, wo sie war. Der Wagen hatte einen großen Umweg machen müssen. Die Gebäude waren höchstens zweistöckig, in Weiß mit hellblauen Fensterläden. Ein Strandcafé reihte sich ans andere. Noch keines hatte offen. Niemand war zu sehen. Leicht erhöht dahinter flatterten auf

einer griechisch-orthodoxen Kapelle eine gelbe Fahne und die Landesflagge. Durch den Sand ging sie rechtsrum zu einem felsigen Aussichtspunkt mit einem verlassenem, halb zerfallenen Restaurant. Sie kletterte den kleinen Hügel hoch. Riffe ragten aus der Brandung. Der Wind wehte sie beinahe um. Da sah sie auf einer flach gescheuerten Felszunge die grelle Leuchtfarbe einer Rettungsweste und den angespülten Körper eines Mannes. Der Kopf lag im Trockenen. Er musste sich noch an Land geschleppt haben, ehe die Kräfte ihn verließen. Rasch sprang sie über den Felsrücken hinab und zog ihn aus der Gischt, die immer höher zu ihm drang. Die Flut stieg. Sie sah, dass er noch atmete. Die Bauchdecke vibrierte. Sie hatte gehört, dass Schiffbrüchige an Dehydrierung sterben konnten. An den Armen schleifte sie ihn ganz an Land. Durch den in den Ohren rauschenden Wind drang eine Glocke. Sie fühlte ihm beim Brustbein den Puls. Das Herz schlug viel zu rasch. Sie tätschelte seine Wangen. In ihrer Tasche musste sie noch eine kleine Wasserflasche haben. Sie hielt ihm die Öffnung an die blaugefärbten Lippen, und schon bei den ersten Tropfen kam wieder Leben ins sie – sie öffneten sich für das süße Nass. Er schluckte und schlug die Augen auf. Offenbar war an diesem Morgen noch niemand hierhin gekommen.

Sie sagte: »Hallo.« Sie nannte ihren Namen. Mit weitgeöffnetem Blick sah er sie an, ohne mit Trinken aufzuhören. Seine Augen waren von glänzendem, dunklem Braun, die Haare struppig, Kinn und Wangen offensichtlich seit Tagen unrasiert. Sie kramte nach ein paar Keksen und streckte sie ihm hin. Noch vermochte er sich nicht aufzurichten. Er ließ das Gepäck im Mund vergehen. Plötzlich schien sich sein Körper zu erinnern, in welcher Lage er sich befand und begann vor Kälte zu zittern. Er war barfuß. An der Weste hing eine Trillerpfeife aus Plastik und ein Sensor mit Leuchte. Darunter trug er ein T-Shirt und eine dünne lange Hose. Sie klappte die Handtasche auf griff nach Taschentüchern. Sie dachte daran, ihn trocken zu reiben. Da fiel ihr Blick auf ihren Pass – und den von Theseus. Sie registrierte es, ohne weitere Beachtung. Sie lockerte die rote Weste des Mannes, schälte seinen Oberkörper frei und hüllte ihn in ihre Jacke. Langsam richtete sie ihn auf.

»Die Weste und das Hemd«, sagte er auf Englisch mit arabischem Akzent. Sie nahm die Sachen mit. Er stützte sich auf ihren Arm. Sorgsam wich sie den Scherben und den leeren Getränkedosen am Fuß des Hügels aus, die Betrunkene hinterlassen hatten. Es ging nur langsam voran. Als sie oben auf dem Hügel anlangten, blendete schon die Sonne.

»No police«, bat er. Zum Hotel waren es nur zweihundert Meter. Eine erste Badende watete im flachen Meer. Im gleißenden Spiegel des Wassers war nur ihre Silhouette zu sehen. Als die Wellen den Bauch erreichten, begann sie zu schwimmen und entfernte sich rasch. Eine andere Gestalt mit Kapuze führte einen Hund mit schwarz-weißem Fell aus und kehrte ihnen beiden den Rücken zu. Ariadne ließ die Luft der Rettungsweste ab und verbarg sie. An ihm und ihr schien nicht Auffälliges mehr, außer dass sein Körper schlotterte. Zwei Frauen, die skandinavisch sprachen, überholten sie mit schnellem Schritt und wünschten

guten Morgen. Der Sand war ganz fein. Bei der Vammos Beach Bar schossen zwei Katzen aus der schmalen Straße. Mit aggressivem Laut jagte die eine die andere, die sich furchtsam unter einem Holzliegestuhl verbarg und den Kampf aufgab. Pinien, Palmen und Kakteen leuchteten. Nur das Meer war zu hören, sonst herrschte wieder Stille.

Durch die menschenleere Lobby führte sie ihn in ihr Zimmer unter die warme Dusche. Durch den Türspalt streckte sie ihm ein großes Badetuch zu. Sie sah, wie er sich unter dem Strahl niederkauerte und mühselig die Hose auszog. Dann zog sie die Klinke ins Schloss.

Abgekämpft saß er auf Theseus' Bett und aß langsam und bedächtig die Reste eines gelben Maisbrots, das sie noch aus Athen hatte. Dann reichte sie ihm eine halbe Tüte Mandeln, holte drei Wolldecken aus dem Schrank und zog die Vorhänge, während er sich, eingebettet, auf das Kissen sinken ließ.

Noch einmal sagte er leise »Please, no police« und schenkte ihr ein Lächeln. Dann ließ sie ihn.

Am Strand schlug sie nun die entgegengesetzte Richtung ein. Ein braungebrannter, gut aussehender Mann mit langer dunkler Freizeithose und Hemd kam ihr entgegen, in der Hand ein dickes Taschenbuch mit englischem Titel. Lächelnd grüßend ging er an ihr vorbei. Weiß glätteten die Wellen den Sand zum Inbegriff des Sanften, Unberührten, Reinen. Die wenigen frischen Fußspuren darin hätten schon vor 100'000 oder 50'000 Jahren so aussehen können, dachte sie. Wem gehörte die Welt? Dunkelblau, mit leichten Grünton, überschlugen sich die Wogen, krochen schäumend an Land. Sie mussten zum Hafen! Im »Paradise«-Strandcafé war noch niemand, den sie hätte fragen können, aber im »Flisvos«-Sportclub wurde schon bedient. Davor lag eine felsige kleine Bootsanlegestelle mit der Warntafel: »Entry-Exit of Speed Boats & Jet Skis«. Sie betrat eilig das Lokal. »Relax – Nothing is under Control«, stand auf einem handgemalten Schild. Sie bestellte einen griechischen Kaffee und erkundigte sich. Es gab einen eingepackten Keks dazu. Instinktiv steckte sie ihn in ihre Tasche – für ihren rätselhaften Gast. Hinter den Dünen mit den langen Grashalmen, befand sich ein Schilffeld, dahinter erhoben sich Pinien.

Da hörte sie das Tuten eines Schiffs. Sie beschleunigte ihren Schritt, begann zu rennen. Sie erreichte die Hauptstraße, musste nach links. Die Sonne wärmte schon spürbar. Sie kam an einem Open Air Kino vorbei. Schwarzweiß waren James Dean, Liz Taylor, John Travolta und andere an die hohe Seitenmauer gesprayt. Daneben gab es einen »Rent-a-bike«-Laden. Sie zögerte nicht lange, brauchte nur in der Innenstadt noch einmal nach der Richtung zu erkundigen, atemlos. An geschlossenen Eisdielen vorbei rollte sie über farbige Bodenplatten, als sich im Violett des Wassers der Jachthafen vor ihr öffnete. Über den schaukelnden Masten erblickte sie am Ende des langen Piers, bereits etliche Meter vom Ufer entfernt, die geschlossene Heckklappe der »Blue Star«-Fähre, die sich entsetzlich langsam im Uhrzeigersinn um 180 Grad drehte, rückwärts glitt, sich dann im Gegenuhrzeigersinn um 90 Grad verschob und Kurs aufs offene Meer

nahm. Den tiefen Klang des Schiffsmotors bekam sie nicht mehr aus dem Ohr. Im Hafenbecken stand auf einem Inselchen eine weitere Kapelle. Sie sah, dass auf der gelben Flagge ein Engel abgebildet war.

Vom Kai fuhr sie zur Anlegestelle, suchte vergeblich nach einer Fahrplantafel. Ein Taxifahrer polierte seinen Wagen. »Es war die Fähre nach Paros und Piräus«, erfuhr sie von ihm.

»War es das erste Schiff diesen Morgen?«

»Nein, das erste ging zu den kleinen Kykladischen Inseln ab. Weshalb?«, fragte er.

Sie suchte ein Zwei-Euro-Stück hervor. Er trat freundlich zurück und sagte: »Relax, my friend. Cool,. Life ist not for money. Geld hilf uns nur dazu zu leben. Take care.« Er schloss den Putzlappen in den Wagen und ging, gegen die Sonne blinzeln, mit windzerzaustem Haar zu einem kleinen Café am Rande des Piers – verschwand hinter der blaugestrichenen Tür. Niemand saß zu dieser frühen Stunde an den ebenfalls meerblau angemalten Tischen davor.

Weiter vorn, an der Landungsstelle, steckte ein breiter, T-förmig abgebogener Poller im Zement. Zwischen der gelb abbröckelnden Farbe schien Rost hervor, und unter dem Gelb noch ein Rest des ursprünglichen Rot. Zwei Schrittlängen entfernt war ein rundes Eisen mit daran hängendem doppelten Kettenglied in den Boden eingelassen. Die Mole weiter draußen bestand aus groben, hellen Steinblöcken und zog sich zu einer Landzungen hin, auf der zwei Säulen mit einem schweren steinernen Querquader stand – Reste eines Tempels.

Es gebe im Winter zweiundzwanzigtausend Menschen auf der Insel, verteilt auf über zwanzig größere und kleinere Orte – erinnerte sie sich wieder an die Worte des jungen Hotelbesitzers am vergangenen Abend, als sie zum Kai zurückfuhr und auf die nur fahl begrüneten, hohen Berge hinter der Stadt auftragen sah. An der Mauer neben dem vordersten Café, dem »Relax«, stellte sie das Rad ab und schlenderte im harten Wind zur Kultstätte – es war ein Apollo-Heiligtum. In ihrem Kopf erklang plötzlich Tangomusik. Die Brandung klatschte in großen hochfliegenden weißen Tropfen gegen den schmalen, gemauerten Fußweg. Bei hohem Wellengang musste er unpassierbar sein. Das offene Meer jenseits dieses Landvorsprungs war viel rauer, voll scharfer Klippen am Ufer und Steinen in allen Größen im Sand. Die schmale Flanke der Stadt war den Stürmen preisgegeben. Weit außerhalb des bewohnten Bereichs drehten sich hinter der Steilküste auf hohen Masten zwei Windräder. In Ufernähe grünlich, verfärbte sich das Meer unmerklich tintenblau und hob sich scharf vom blassen, hellen darüber liegenden Himmel ab. Diesseits, am geschützten Ufer, schwamm eine ältere Frau mit Sonnenhut im halbtiefen Wasser. Nur wenige Meter von einer Holzterrasse entfernt, bewegte sie sich mit langsamen, abwärts errichteten Arm- und Fußbewegungen fort, so wie es Hunde tun, nur viel langsamer und graziöser, völlig unbeengt. Dann kehrte sie um, stieg hoch und stellte sich, mit zurückgeneigtem Kopf, den Hut an der abgestreckten Hand außerhalb des Strahls, unter eine silbig glänzende Dusche, ohne das Haar zu benetzen.

Auf den Steintreppen hoch zu den Tempelruinen fiel Ariadnes Blick über das Hafengebiet hinweg auf die Landzunge mit dem zerfallenen Ausblicksrestaurant. Sie erkannte den flachen Felsvorsprung vom frühen Morgen wieder, und so wie die Geografie des Inselstädtchens fügte sich die Gedankenfolge in ihrem Kopf schlagartig zu einer neuen Einheit.

Sie widerstand dem Impuls, jetzt in diesem Augenblick irgendetwas tun zu müssen, spürte nur ihrem Atem nach, zwang ihn sanft zur Ruhe und Tiefe. Ein Zaun sicherte das Areal des verwaschenen Heiligtums. Die Grundrisse mit den kühltruhengroßen, mit Meißelarbeit exakt geometrisch geformten Steinblöcken waren genau erkennbar. Aufrecht stand nur das Eingangstor zum weiten Meer hin. Das Städtchen mit den kalkweißen Fassaden, flachen Dächern und kleinen Fenstern wirkte wie ein riesiger, in unzählige Stücke zerborstener Kreuzfahrtdampfer mit wie durch ein Wunder intakt gebliebener Kajüten. Sie blickte wieder hinaus auf die See – der Wind flüsterte ihr ins Ohr und sie gab Theseus frei. Möge er andere lieben und glücklich sein. Apollo stand für die Vernunft, definitiv.

XVI

Um ihren Mund fühlte sich die Haut salzig an. Am Ufer trieb eine weiße Schirmmütze im Wasser. Ariadne dachte wieder an den Mann ... kaufte Joghurt, Früchte und Brot, Saft und Wasser. Doch als sie das Hotel betrat, fehlte von ihm jede Spur. Die Balkontüre stand offen – er musste über das Gelände geflohen sein. Nur mit ihrer Stofftasche behängt, schwang sie sich aufs Rad und suchte aufgeregt die Gegend ab. Im Hinterland türmten sich Berge und schroffe Gipfel.

Nach der Uferpromenade, am Theater Museo vorbei, stieg sie ab. Wegen der Steilküste, die hier begann, führte die Straße zur Stadt zurück. Sie schob das Rad den olivgrünen, mit niedrigem Gebüsch bewachsenen Hügel hoch. Der sandige Weg war voller Geröll. Die Wellen umspülten die scharfkantigen braunen Klippen. Eine größere und eine kleine waren zusammengewachsen und bildeten ein schmales Tor. Es schien, als hätten zwei gebogene, bullenhafte Nacken die Köpfe gegeneinander gerammt und steckten in dieser Urform des Kampfes seit undenklichen Zeiten fest. Das Wasser schoss unter ihnen durch. Hinter dem Hügel lag ein weiteres Viertel – mit den Magic View Studios hoch über dem Meer. Die Straße mit den geparkten Wagen führte in stetig zunehmender Steigung hinauf. Danach führte nur noch ein Fußpfad weiter – in eine Marslandschaft hinein. Das Rad ließ sie stehen. Zwischen den verwitterten, stoischen Felsengesichtern und den staubigen Stauden glaubte sie eine Bewegung wahrzunehmen. Sie kletterte bis zum Kamm hoch und sah gerade noch, wie der Umriss eines Menschen verschwand. Hier oben wuchs nichts mehr. Als sie um die Biegung kam, sah sie ihn – auf der flachen Rückseite an Zweckbauten und Garagen zur Stadt zurückeilen. Hunde in einem großen Zwinger begannen wild zu bellen. Wenn er aus ei-

nem arabischen Land war, wie sie vermutete, musste er wissen, dass die Wüste keinen Schutz bot. Sie rannte zu ihrem Rad ebenfalls zurück, um ihm den Weg abzuschneiden. Die Hunde verstummten. Kaum saß sie auf dem Sattel, bog er keuchend um die Ecke, blieb bei einer unendlich kleinen, vollständig weiß getünchten Kapelle stehen – drückte sich gegen die Steinmauer der Umfriedung, hinter sich die unwirtlichen Berg, vor sich das weite, zuweilen grausam unpoe-tische Meer, darüber der erbarmungslose Himmel. Als er sah, dass sie allein war und mit fragender Miene auf die Lenkstange gestützt sitzen blieb, wich er nicht weiter vor ihr zurück.

Einen halben Meter von ihm entfernt richtete sich, durch die harten Schritte von ihm bedroht, eine schmale, kleine, grüngraue Schlange mit gelblichen Querstreifen ihrerseits bedrohlich auf. Er sah sie und rührte sich nicht. Ohne weiter auf ihn zu achten, verzog sie sich – in unnötigem Kampf gab es nur zu verlieren, das wissen auch Tiere.

Sie zog die 1.5 Liter Wasserflasche hervor und streckte sie ihm entgegen. Langsam näherte er sich.

»What's your name?«, fragte sie ihn, als er lange und ausgiebig getrunken hatte und erschöpft auf einem Stein Platz nahm.

»Dionysos«, sagte er. Sie war froh, dass er zu sprechen begann. »Das ist der Name, den ich mir selbst gab, als Chef de cuisine, in meinem Restaurant ...« Er sei aus Damaskus – und über Beirut in die Türkei geflohen. »Von da auf die Insel Ikaria ...« Ariadne wusste, die lag nordwestlich von Naxos, zwischen Samos dicht vor der griechischen Küste und Mikonos weiter im Westen. »... mit dem letzten Geld konnte ich nochmals auf ein Boot ...« Sie drang nicht auf ihn ein reichte ihm das Brot, eine Banane, den Apfel und den Joghurt. Sie hatte sich einen Plastiklöffel geben lassen, öffnete den Becher und streckte ihn in das kreme, blendende Weiß. Bedächtig aß er, löffelte auch den kleinsten Rest auf, ließ keinen Krümel der Brotkruste zu Boden fallen, fing sie alle mit der flachen Hand unter dem Kinn auf, tupfte sie sich mit dem Finger in den Mund. Das Tuten eines Schiffes riss ihn aus der Andacht.

Dann erst erzählte er weiter: »Ich konnte mich an einer riesigen, leeren 10 Liter-Wasserflasche festhalten, nach der ich gegriffen hatten, als *sie* mich ins Wasser stießen ... und bewegte die Beine im Dunkeln. Lichter tauchten auf. Dann weiß ich nicht mehr. Die Strömung muss mich hierher getrieben haben.«

Er war ein ehemaliger Weinlokalbesitzer. Erst sehr viel später, als Ariadne ihn mir vorstellte – »Dionysos, das ist meine Schwester Kalliope« – gestand er: als er die Augen öffnete und über sich Ariadne sah, habe er sich sogleich in sie verliebt. Schlepper hätten ihn ausgesetzt, kurzerhand über Bord geworfen, weil er deren Anordnungen hinterfragte, da sie sichtlich die Orientierung verloren hatten, er laut über sie lachte und aus einer geretteten letzten Flasche köstlichen Weins trank und die dann herumgehen ließ.

Ariadne empfand von Anfang an etwas für Dionysos, das weit über die Angst um ihn hinausging. War es die heitere Gelassenheit, die hinter seiner vorsichti-

gen Zurückhaltung aufschien? Die Wärme in seinem tief in ihr lesenden Blick, als sein Misstrauen sich löste? Das Gefühl verstärkte sich, als er sie sie hinab zum kleinen Café beim Steg zur Apollo-Insel begleitete, dem »Relax«. Aber sie war sich noch nicht ganz sicher.

»Das ist wohl die Devise der Insel«, sagte sie und wies auf den Spruch »Delivery – diagomi kat’ oikon« auf der Speisekarte. Sie legte ihm ihren Plan dar – und er schien einverstanden. »Du bist wirklich aus Berlin?«, fragte Dionysos noch einmal nach. »Großartig.«

Während er Saft trank und auf die Pizza wartete, ging sie los. Sie musste Schiffskarten kaufen, ihre Taschen im Hotel holen und das Rad loswerden.

Er war noch da, als sie zurückkehrte.

XVII

Das kleine Restaurant draußen am Pier hieß auf Griechisch »Landungssteg« und auf Englisch »The Jetty«. Sie kauften sich noch zwei belegte Brote. Es gab nur »Ham & Cheese«.

Ob er Schinken esse, fragte sie ihn.

»In meiner Lage, wenn es nichts anderes gibt, sicher.«

Ariadne fragte die Frau hinter der Theke, ob sie auch im Winter offen habe.

»An jedem Tag des Jahres«, sagte sie.

»Und wie ist es hier draußen bei Winterstürmen?«

Die Frau zog die Mundwinkel zum bezauberndsten, ehrlichsten Lachen hoch, das Ariadne je im Leben sah, so berichtete sie mir jedenfalls.

»Nice! Believe me, very nice!«

Da hörten sie das Wummern des Jet-Katamarans, der eine hohe Wasserfontäne hinter sich warf. Er hielt auf die Mole zu und setzte zum Wendemanöver an. Der typische offene Schlund mit dem nach unten gefalteten Gaumen glich einer faul auf dem Wasser sitzenden Kröte. Nur die zwei Außenkanten des Schiffes ragten wie Schwerter tief ins Wasser. Das überaus breite Vieh drehte sich. Zwei gelbe Heckklappen senkten sich.

An Bord, warfen sie keinen Blick zurück. Sofort legte das Schiff ab. Es war früher Nachmittag. Abends wären sie schon in Heraklion, auf Kreta. Sie hatten sich noch die nötigsten Kleider beschafft. Nichts unterschied ihn nun noch von einem Geschäftsreisenden. Jackett, weißes Hemd. Mit einem Ein-Euro-Rasierer und Seife entfernte er sich auf der Schiffstoilette die langen Bartstoppeln. Die Haut war gerötet, als er zu ihren Sitzen zurückkehrte. Sie gab ihm die Bepanthen-Crème, ohne die sie nie reiste.

Kurz bevor sie die besonders kahl wirkende Insel Ios erreichten, begaben sie sich auf die oberste Aussichtsplattform. In den Hügeln von Ios blickte ein miesmuschelförmiges riesiges Solar-Panel wie ein halb geschlossenes Auge aufs Meer. Die Rückseite der Insel sei grün, sagte der Matrose, der sich eine Pause

gönne, und »very nice«. Das Schiff habe keine Propeller, sondern einen Antrieb ähnlich wie ein Flugzeug – es fahre ungefähr vierzig Kilometer in der Stunde.

Sie glaubte, Reste von Terrassenwirtschaft seien zu sehen. Möglicherweise wurde in der Antike auch Wein angebaut. Der Katamaran hinterließ eine breite, kilometerlange Gischtspur. Die zwei aufgeworfenen Wellen schlugen in der Mitte zusammen wie zwei wütende Heere in endlosem Kampf.

Mit Sonnenbrille saß sie auf dem Oberdeck, und er machte es sich neben ihr bequem. Ab und zu mal fragte sie ihn, ob er Hunger habe. Er führte die Hand gegen sein Herz. »Ich kann unmöglich den ganzen Tag essen, das heißt, ich kann schon, denn in Damaskus musste ich das, in ganz kleinen Mengen. Wer kocht, muss wissen, ob es schmeckt.«

»Und ihr hattet also auch Wein?«

»Es war ein internationales Restaurant. Wir hatten alles.«

»Du sagtest, deine Mutter lebe noch?«

»Ich hoffe es.«

»In Aleppo? Und da bist du auch geboren?«

»Dort begann ich auch als Küchenjunge. Mein Vater, der gestorben war, hatte einen Freund, der besaß ein Speiselokal und gab mir diese Chance.«

Noch in Sichtnähe von Ion steuerten sie bereits eine weitere Insel an. Sie erschien aus der Ferne viel flacher und kleiner: Santorin.

Sie spürte, sie begann ihn zu mögen. Er erzählte, wie er in die syrische Hauptstadt kam, sich einen Ruf als Koch erwarb und selbst ein Lokal übernahm. »Internationale mediterrane Küche.«

Die Steilküste der Vorinseln wirkte eindeutig vulkanisch. Die Gruppe musste irgendwann krachend und dampfend aus der Erdkruste aufgestiegen und wieder abgesunken sein. Eine war so klein wie ein rußgefärbter Eisberg – und entscheiden mit bloßem Auge nachts erst erkennbar, wenn's schon zu spät war. Vom Hafen im rundgeformten ehemaligen Krater führte in steilen Kehren wie am alten Gotthardpass eine Straße hoch, auf denen Reisebusse verkehrten. Reisende auf dem Landungssteg knipsten Reisende, die sie von der Schiffsplattform herab fotografierten. Die Häuser waren wie weiße Zinnen einer gigantischen Festung als Kranz auf den äußersten Rand der Steilküsten gebaut. Aus der Ferne sah es aus wie festgefrorener Schnee.

›Da sitze ich nun‹, dachte Ariadne und fühlte sich unerwartet seit längerer Zeit wieder einmal uneingeschränkt glücklich. Es gab nichts zu tun, als der Nachmittagssonne dabei zuzusehen, wie sie der Weite dieser Welt von Stunde zu Stunde neue Farbe verlieh. Wenn dem Blau etwas Majestätisches zugeschrieben wurde, dann wohl, weil es als einzige vom Auge wahrgenommene Tönung für unermessliche Weite stand. Es war kaum vorstellbar, dass der scharfe Strich zwischen dem dunklen zum lichten Blau die kühle Grenze unseres Planeten beschrieb, von der aus, wie die Alten dachten, ein Schritt darüber hinaus wie von einem Tellerrand ins unausdenkliche Nichts führte.

Auch Santorin verschwand ganz langsam im Dieseldunst, noch ehe diese Insel niedriger und niedriger wurde und – den seefahrenden Philosophen von einst als Beweis für die Kugelkrümmung der Welt – hinter den Horizont rutschte. Nun war nichts mehr um sie außer dem verbläsenden Fleck zweier Vorinseln seitwärts der vom Schiff verursachten Smogfahne und einem klitzekleinen Segelboot, das sich ganz schön was traute. Die See war viel ruhiger als am Vortag. Die Sonne stand noch zwei Fingerbreit über dem Wasser. Sie dachte an Kreta und das antike Knossos des Königs Minos, das einst nach dem Vulkanausbruch auf Santorin von einem Tsunami zerstört worden sein soll und, da die zurückfließenden Fluten viel Erde mit sich rissen, plötzlich im Hinterland lag, nicht mehr an der Küste mit der heutigen Hafenstadt Heraklion. Sie fragte ihn, ob er den Mythos vom Minotauros kenne.

»Schon gehört«, sagte Dionysos, hielt aber den Blick dennoch lächelnd-fragend auf sie gerichtet. Sie nahm die Sonnenbrille ab.

»Apollodor erzählt die Geschichte. Der Minotauros hatte ›das Gesicht eines Stieres‹, ›war aber sonst wie ein junger Mann‹, schildert Apollodor. Er redet nicht vom Kopf, sondern ausdrücklich von Gesicht – prosopon: auch übersetzbar mit Miene, Blick, Auge, Aussehen. Der Minotaurus war die Frucht einer fleischlichen Vermischung der Königin Pasiphaë mit einem Stier. Sie ging diese Bindung nicht freiwillig ein. Welche Frau verliebt sich schon in einem Stier? Poseidon hat Pasiphaë verblendet, um sich an König Minos rächen, der ihm diesen prächtigen Stier, der aus der Tiefe des Meeres aufgestiegen war, nicht geopfert hatte. Als Pasiphaë den Minotauros geboren hatte, schloss König Minos ihn im Labyrinth ein – wegen gewisser Orakel –, und hielt ihn so unter Bewachung. Natürlich sollte es in Knossos kein Gerede geben, versteht sich. Das Labyrinth war vom genialen Baumeister Daedalos erschaffen worden – dem Vater des legendären Ikarus.«

Die Flugzeuge am Himmel hinterließen Jetstreams – sie lösten sich nicht auf, verschwammen allmählich zu künstlich erzeugten dünnen Wolken.

Zwei Frauen, die wirkten, als wären sie auf die Erde herabgestiegene minoische Göttinnen, lachten und argumentierten mit einem Mann im blauen T-Shirt, der ab an die Reling trat und nun mit lebhaften Gesten nach vorn wies. Tatsächlich tauchte als im trüben Himmelsblau als dunkler Umriss der breite Streifen Krete auf. Die Sonne versank in einem qualmgelben, hässlichen Giftton, als alles versengende, brodelnde, platinglänzende Schmelzmasse. Schiefergrau und schmierig breitete sich unter ihr das Meer aus, als fände die Erde ihr Ende als ein Stück aufgeweichte Seife. Erst kurz vor ihrem Verschwinden gaben die Schmutzschichten der Luft der Sonne eine beringte saturnische Rotfärbung.

Auf Kreta reihte sich Bergkette hinter Bergkette. An einer schlangentartig gewellten schmalen Vorinsel vorbei schon sich das Schiff auf Heraklion zu.

Dort würde Ariadne Dionysos so herrichten, dass er Theseus noch etwas ähnlicher sah – und einen Flug buchen für sie zwei. Das war Theseus ihr schuldig,

fand sie, und wenn Berlin das Erstaufnahmeland wäre, könne das dem wirtschaftlich schwächeren Griechenland nur willkommene Entlastung verschaffen. Der Flughafen lag direkt am Meer, ganz in der Nähe der Bootsanlegestelle. Über ihnen erhob sich in dem Augenblick eine Maschine und drehte nach Nord/Nordwest in den abendlichen Himmel. Eine andere einlaufende Fähre tutete, während ihr Schiff sich drehte und rückwärts andockte. Die ganze Stadt war schon beleuchtet, obwohl das helle Blau am Firmament noch genau zu erkennen war.

Sie fühlte sich seltsamerweise auf Kreta sofort zuhause. Sie mochte den Geruch der Stäuche und Bäume. Sie wanderten geradeaus, den Straßenwegweiser nach.

»Wir müssen möglichst weit weg vom Flughafen – in der Gegend kontrolliert die Polizei sehr stark, auch verdeckt. Um die Tourismusmagneten herum sind wir sicherer.«

Mich überraschte, als Ariadne davon berichtete, dieses »wir«, dabei kannte sie Dionysos noch keinen Tag. Er hielt sich kaum mehr auf den Füßen. Sie winkte nach einem Taxi, obwohl das Bargeld allmählich zur Neige ging. Sie wollte mit ihrer Kreditkarte kein Zeichen geben, und ihr Mobiltelefon hatte sie schon in Athen ausgeschaltet.

Sonnenkollektorstärke hieß Heliothermia, las sie auf einem Schild – das fand sie schön. Sie mochte auch, wie in Kreta die Cafés angeschrieben waren: Kaphe.

Wie weit es denn nach Knossos sei, fragte sie. Der Taxifahrer scherzte: »Zu Fuß anderthalb Stunden, mit mir zwanzig Minuten.«

»Dann zeigen Sie uns doch bitte das nächste nicht allzu teure Hotel.« Er fuhr geradeaus und hielt vor dem »Athinaikos«.

Sie war zufrieden.

»Ein Doppelzimmer?«, fragte der Mann an der Réception.

»Zwei einzelne. Ich schlafe so schlecht in der Nacht, wenn es so heiß ist«, schwindelte sie. Sie entledigten sich des Gepäcks.

Es war Sonntagabend. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Die Zeichen der Armut Athens waren nicht zu sehen. Hinter dem Stadthaus am Lion Square fanden sie den gesuchten Internetladen – für den folgenden Tag gab es noch Flüge. Dionysos und sie könnten in aller Ruhe mit dem Bus nach Knossos fahren – und sich vielleicht auf die Nerven gehen. Sie holte den Pass von Theseus hervor und tippte den Zahlencode ein. Mit der lange unbenutzt gebliebenen Kreditkarte buchte sie Business-Class, auf's Geld kam's wirklich nicht mehr an. Als sie die Bestätigung für den Auftrag erhielt, öffnete kein einziges der anderen Mails, die sie bekommen hatte. Die meisten waren von Theseus – zu spät, murmelte sie. Sie druckte die Bordkarten aus.

»Ich glaube, ich bin wieder hungrig«, sagte er, »lass mich ein Restaurant auswählen, du wirst es nicht bereuen, auch wenn ich nicht zahlen kann. Ich habe ein Auge dafür.«

Es war erstens nicht teuer und zweitens exzellent. Er verriet ihr sein Geheimnis: »Du musst auf die Leute schauen, die an den Tischen sitzen, auf die Kellner – und darauf, dass gewisse Dinge *nicht* auf der Karte stehen.«

Sie war sich sicher, dass Theseus sie inzwischen auch mit Kurzmeldungen und Anrufen zu erreichen versucht hatte – um seinen Pass zurückzubekommen. Dafür wäre später Zeit. Theseus konnte mit dem Schiff von Insel zu Insel hopsen und abtauchen. Sie sah keinen dringlichen Grund für ihn, Griechenland zu verlassen.

Ohne Wein angerührt zu haben, kehrten sie fröhlich zum Hotel zurück. Sie hatten nach einem griechischen Salat gebackenen Lauraki-Fisch, der mit Chips und nur kurz angedünstetem, fast noch rohem Broccoli serviert wurde. Mit der Rechnung hatte der Kellner ihnen noch umsonst einen Teller mit aufgeschnittener Wassermelone, frischer Ananas und Trauben gebracht – die Verlängerung des Sommers. Sie schauderte davor zurück, in Deutschland aus dem Flugzeug zu steigen und sich wieder mit den Parolen der Dauerdebatten herumzuschlagen, wie sie sie vorhin aus den Augenwinkeln im Internet gesehen hatte. Die Trauben, hier reif geerntet, waren süßer als alles, was es in Berlin zu kaufen gab.

Sie kamen am Freiheitsplatz vorbei. Da gab es eine Bronzestatue von Nikos Kazantzakis. An einem Kiosk war mit roter Farbe der umkreiste Buchstabe A gesprayt und darunter: Destroy Fortress Europe – eher von Leuten auf Durchreise, schätzte sie.

Es war ein bescheidenes Hotel. Auf dem Flur hatten sie, bevor sie in ihre Zimmer gingen, jedes Wort eines aufgeregten Ehegesprächs hinter einer der anderen Türen gehört, untermalt durch unbeirrbareren Fernsehton.

XVIII

Ariadne erzählte mir, in jener Nacht auf Kreta habe sie, wachliegend, sich sagen müssen, die Gesundheit von Dionysos aufs Spiel gesetzt zu haben. Ganz unbedingt hätte sie am Felsen eine Ambulanz rufen sollen. Er atmete zwar, aber nicht nur wenn Wiederbelebungsmaßnahmen nötig gewesen wären, wie Serien schneller pumpender Stöße auf das Brustbein, unterbrochen von Beatmung, hätte sie in derselben Sekunde einen Notruf absetzen müssen. Das Telefon hatte sie ja dabei. Selbst wenn sich Dionysos als robust erwies, die Unterkühlung hätte Organschäden hervorrufen können. Daran hatte sie alles nicht denken wollen, zur zu froh, eine Aufgabe zu haben, die ihre ganze Kraft erforderte – und sie die Treulosigkeit von Theseus vergessen ließ, die im Komitee für genügend Klatsch gesorgt hatte, da, wie Vorgängerinnen es ausdrückten, selbst blendende Schönheit das »Theseus'sche Seriengesetz« nicht verhindere.

Sie mochte sich noch so oft sagen, zu Eifersucht hätte sie kein Recht. Dieses verfemte Gefühl zeigte sich dennoch als in einer seelischen Wurzel leise po-

chender Schmerz – und in Gestalt des für sich genommen idiotischen Gedankens: Sie sei ihm nicht begehrenswert genug erschienen. Dabei musste dies überhaupt nichts mit ihr zu tun haben – seine Vorlieben hatte er zu analysieren, nicht sie. Aber in ihr grummelte es, nach dem alten, zwar für dumm erkannten, aber nicht völlig außer Kraft gesetzten Muster.

Es war niveaulos, Schönheit mit Magie gleichzusetzen, die betöre, blende, binde, jede andere Willensäußerung der geliebten Person verunmögliche – ein Rezept für Katastrophen.

Missmutig begab sie sich frühmorgens allein zum Frühstück. An der Tür von Dionysos, so bildete sie sich wenigstens ein, hatte sie das leise Geräusch tiefen, ruhigen Schlafs vernommen.

Ein Gemälde in der Eingangshalle des Hotels führte ihr den Zauber, den Liebe zu erregen vermag, wider Willen vor Augen. Mehr als einmal erhob sie sich von ihrem Kaffee, noch ohne eines der Brötchen anzurühren, um es zu betrachten. Das Bild, vermutlich aus der ersten Zeit der Unabhängigkeit Griechenlands in den 1920er Jahren, zeigte einen jungen griechischen Offizier und zwei ebenso junge Damen auf der Terrasse eines reichen Hauses. Im Hintergrund Pinien und darüber, in der Sonne, die Akropolis. Aus übergroßer Zuneigung beinahe rituell ernst wirkend, richtet der vor den Frauen sitzende Mann die Blicke nur auf die eine der beiden, die ihm, zu drei Vierteln aufgerichtet von einer mit Kissen gepolsterten Liege aus lasziv die hochgelagerten, prunkvoll beschuhten Füße entgegenstreckt. Das wogende goldgelbe Kleid bedeckt die Beine vollständig. Nur der mit weißer Spitze verzierte Ausschnitt lässt unter ihrem Hals Haut sehen. In der rechten Hand, die ihren Schoß bedeckt, hält sie symbolisch einen gefalteten schwarzen Fächer. Auf einem arabischen, vielfüßigen niedrigen runden Tischchen neben ihrer linken Hand steht eine Kristallkaraffe mit hellbraunem Inhalt und drei unterschiedlich hoch gefüllten langstieligen Gläsern. Sie blickt ihn mit fast ironischer Gleichgültigkeit an, wohlwissend, dass ihre geschminkten Lippen, ihre dunklen Wimpern und das rotblonde, über die Ohren fallende Haar keines weiteren Zutuns bedürfen.

Gegen die steinerne, von kleinen Säulen gestützte Balustrade gelehnt steht die andere Frau – und in ihr liegt, von ihm unverstanden, das eigentliche Begehren. Der schwer gehende Atem lässt sie zurücklehnen, beide Arme abgespreizt, die Hände auf dem Stein ruhend. Sie trägt zum weißen Kleid einen goldenen Gürtel, der ihre enge Taille betont. Die dunkelbraune, längst gestreifte Weste ist über dem Bauch genknüpft, lässt durch die Wölbung der Brust das Streifenmuster rund werden – Symbol dafür, dass ihre Seele ihm offen stünde. Sie hat braunes Haar, und ebenso rot aufscheinende Lippen wie ihre – was sage ich? – Schwester. In den Gedanken ganz bei sich, hält sie den Kopf dem Mann zugewandt, der ein purpurrotes Buch umklammert, mit der anderen Hand gestikuliert und nicht merkt, was er soeben verpasst.

Es war höchstwahrscheinlich eine Reproduktion auf Leinwand, kein Original, aber nahm Ariadne gefangen.

In Knossos waren sie nur kurz. Es begann zu regnen. Die Feriensaison war längst vorbei. Ein kühler Wind zog über die ausgegrabenen Palastruinen. Ein archäologischer Führer erzählte einer Reisendengruppe, dass bis jetzt jede Spur eines Labyrinths fehle. Sie zogen sich in die überdachte Cafeteria zurück. Schweigend aßen sie eine Kleinigkeit. Dann kam Ariadne auf die Geschichte des Minotauros zurück: »Kreta war damals, vor dem Aufstieg Athens, die führende Seemacht im Ägäischen Meer. Athen musste König Minos Tributleistungen erbringen, darunter auch junge Männer und Frauen, die dem Minotauros geopfert werden sollten. Die Welt zu erobern und tributpflichtig zu machen war der Kern der militärischen Logik.«

»Oder zu verhindern, erobert und abgabepflichtig zu werden«, sagte Dionysos.

»Die alten Griechen wurden mächtig, weil sie, vorher selbst unterworfen, nun anderen Vieh und Frauen raubten und Besiegte versklavten.«

»Die Reiche wuchsen und zerfielen – das persische, das römische.«

»Schon die Griechen verzichteten auf Menschenopfer.«

»Glaubst du, dass die Menschheit als gesamte lernt?«

»Am eigenen Leib erlebte Lektionen schon, denke ich. Hier in Knossos wurden die jungen Athener und Athenerinnen wahrscheinlich einzeln und wehrlos in periodischen Abständen in das Labyrinth gesperrt und dem verwilderten, sprachlosen, ohne ein menschliches Gefühl aufgewachsenen Minotauros zum Fraß vorgeworfen. Ebenso verängstigt wie gewalttätig, verbarg er sich im Innern der vielfach gewundenen Gänge, so wird erzählt. Einer Darstellung auf einer antiken Vase nach benutzte er einen gewaltigen Stein, um die Opfer zu töten. Aber dann verliebte sich eine der Töchter des Königs Minos in einen der Totgeweihten aus Athen. Heldenhaft hatte er sich freiwillig gemeldet, mit dem heimlichen Plan, den Minotauros töten. Die Königstochter wusste, dass nur Daedalos den Ausgang des Labyrinths kannte. Sie gewann den Baumeister für sich. Er weihte sie in das Geheimnis des Irrgartens ein und riet, ihn nicht ohne einen langen, aufgewickelten mit Zauberkraft erfüllten Leinenfaden zu betreten – und den gleich an der Tür festzubinden. Der griechische Held wickelte den gewaltigen Stein aus und tötete den Minotauros mit Faustschlägen. In Begleitung der Königstochter und den übrigen Verschleppten, die sonst alle unweigerlich geopfert worden wären, floh er auf dem Schiff, das sie hergebracht hatte. König Minos schloss Daedalos zur Strafe selbst in das Labyrinth, zusammen mit dessen Sohn Ikaros. Daedalos aber, da er ein großer Erfinder war, fertigte, wie es heißt, für sich und seinen Sohn Flügel an, was übrigens auch ein Hinweis darauf ist, dass sich das Labyrinth unter freiem Himmel befand. Vielleicht fingen sie Vögel, um zu überleben, sammelten die Federn und stellten aus den Knochen Leim her. Mit dem angeklebten Gefieder wollten sie sich in die Luft erheben, Kreta hinter sich lassen und ohne ein Schiff zu benötigen nach Sizilien gelangen. Seinem Sohn riet der Vater beim Aufplattern, nicht allzu hoch zu steigen, sondern eine mittlere Flug-

höhe zu wählen: sowohl die Feuchtigkeit zu nahe über dem Wasser sei unbedingt zu meiden, wie auch die Hitze der Sonne. Aber berauscht vom Fliegen missachtete der Junge den Ratschlag und stieg immer höher. Da schmolz der Leim und Ikaros stürzte ins Meer und ertrank.«

Dionysos betrachtete sie aufmerksam. Mit einem Lächeln fragte er: »Trug die Königstochter nicht denselben Namen wie du?«

Sie nahmen sie wiederum den Linienbus und mussten nur einmal umsteigen.

Der graugelbe, weiß gerippte, nach dem Dichter Kazantzakis benannte Flughafen war ein langgestreckter Bau mit lauter blinden Fenstern. Deren Sonnenschutzbeschichtung blätterte an einigen Stellen ab.

Ihr Flug war auf 15.30 Uhr angesetzt. Die Halle war weiß gestrichen und hatte eine Decke mit Aluminiumlamellen. Sie hatten nur Handgepäck und begaben sich gleich zur Warteschlange vor der der Sicherheitskontrolle für die »Intra Schengen Departures«. Ein gelbes Schild hing an der Wand. Sie zeigten ihren Flugschein. Mehr war nicht nötig. Sie flüsterte: »Erst beim Gate musst du deinen Pass vorweisen.«

»Gerne«, sagte er auf Deutsch. Sie hatte es ihm beigebracht, vergangene Nacht beim Essen, zusammen mit dem »Danke« - »Bitte«-Höflichkeitsspiel und anderen ersten Worten. In der Hand aber hielt er das »Time«-Magazine und keine deutsche Zeitung. »Übertreib's nicht, lass gut sein!«

Jenseits der Startbahn leuchteten weiße Segelboote im grau daliegenden Meer. Sie dachte an den Moment, wenn der heiße Strahl der Triebwerke zu brausen begänne und der Gurt in der Bauchgrube drücken würde.

Es hatte alles schnell gehen müssen, damit Theseus nicht auf die Idee kam, seinen Pass für verloren zu melden. Er würde denken, Ariadne werde schon zur Vernunft kommen – und gab ihr, so wie sie ihn kannte, dafür zwei bis drei Tage, keinen einzigen mehr. Dinge, die unser Leben bestimmen, ereignen sich zuweilen in wenigen Sekunden. Wir entscheiden schneller mit dem Gefühl als mit dem Verstand. Intuition erscheint uns aus irgendeinem Grund verlässlicher.

XIX

Er trug definitiv keine Waffe auf dem Leib. Sie hatte ihm zugesehen, als er auf Naxos die neuen Kleider in die Kabine nahm und ihr das alte Shirt und die Hosen hinausstreckte. An ihm war kein Gramm Metall. Diese zwei alten Kleiderstücke wollte er wie die Rettungsweste behalten und trug sie in einer Tüte zusammengefaltet bei sich.

Ariadne hatte ihn vergeblich gebeten, sie wegzuwerfen. »Das könnte verdächtig wirken.«

»Warum?«, hatte er gefragt. »Darf ich als Griechenlandreisender, der mit dem Schiff von Naxos kommt, keine private Schwimmweste tragen? Bitte erkläre ihnen das.« Er sagte Schwimmweste. So würde sie es wenn nötig wiederholen.

»Also gut, wird schon schiefgehen.«

Er verstand ihren Sarkasmus nicht, aber wirkte unbekümmert. Je mehr sie ganz sich selber wären, umso besser. Nur nicht schauspielern, und falls er doch überschnappte, wüsste sie, wie sie ihn außer Gefecht setzen könnte – sie hatte Kurse besucht. In Gefahr, sein Leben zu verlieren, waren nicht sie, sondern war er gewesen. Es hieß das Sicherheitsdenken zu weit treiben, Menschen auf Verdacht hin lieber im Mittelmeer ertrinken zu lassen, als sie das machen zu lassen, was Europäer und Europäerinnen seit der Reformationszeit über Jahrhunderte lang gemacht hatten – auf andere Kontinente auszuwandern.

»Wo hast du sie überhaupt her?«

»Von einem Basar. War gar nicht teuer.«

Sie legten die Tüten und Taschen in die Körbe, die zum Detektor rollten, pasierten die Schleuse. ohne dass ein Alarm losging.

Was war schon so schlimm, wenn er in Deutschland seinen Platz fände, statt Griechenland aufgebürdet zu werden? Aufgenommen hatte schließlich *sie* ihn, und sie war Deutsche. Stellvertretend hatte sie für ihr Land gehandelt. Hätte er nicht geatmet, hätte sie ihn ins Leben zurückzuholen versucht. Bei der Mund-zu-Mund-Beatmung hätte sie zwar griechische Luft eingeatmet, aber – wenn das alles nicht Quatsch wäre – eine deutsche Lunge hätte sie ihm eingehaucht; ›deutsche‹ Augen hatten ihn erblickt und für hilfsbedürftig erachtet.

Nun waren sie sowieso schon durch die Sicherheitskontrolle durch, kein Metall; er wurde abgeklopft, sogar an den Beinen und dem ganzen Oberkörper. Jetzt blieb nur noch der Passtest beim Einchecken.

Die Leute im Athener Komitee, allen voran Theseus, würden sie für verantwortungslos erklären, da es als Regel galt, die Ziele durch keine nicht abgesprochenen, eigenmächtigen Aktionen zu gefährden. Wenn sie wegen Schlepperei ins Gefängnis käme, würde sie die Haft eben absitzen. Und die Geschichte um den Whistleblower in Zug war ohnehin zum Disaster geworden. Da konnte Dionysos nichts mehr verschlimmern.

Das Gate war schon offen. Sie beide warteten in der kürzeren Business-Schlange, während die Economy-Leute sich schlimmer als an einem Schweizer Skilift nach vorne drängten, dabei flogen sie doch alle miteinander los – aber es ging eben um den besten Stauraum in den Handgepäckfächern, das war's.

Dionysos zeigte seine Bordkarte und Theseus' Pass; sie streckte eine Zehntelsekunde später ihren hin. Die Air-Berlin-Angestellte nahm ihren zuerst, schaute die Bordkarte lächelnd an, überprüfte auch bei ihm, ob da derselbe Name stand – und das war so. Köche sind auf mehr als eine Weise menschenfreundliche Wesen, und auch bei allerlei Ungestüm an den Töpfen gewohnt, Haltung zu bewahren.

»Danke«, sagte die Frau und wünschte einen guten Flug.

In Tegel würde sie als Erstes Theseus anrufen, ihm sagen, dass sie kein Bisschen sauer sei und er sicher seine Gründe habe, zu tun, was er getan habe, und sie hätte gedacht, es sei sicherer, ihm den Pass aus Deutschland zuzuschicken – an welche Adresse ihm am liebsten wäre, eingeschrieben oder besser nicht ... Sie habe sich einen Tag von allem frei machen wollen, mal an andere Dinge denken, die vielleicht auch noch wichtig seien im Leben. Ob er das verstehe?

»Aber sicher«, würde Theseus erleichtert sagen. Erst wenn er mal wegen einer möglichen Protestaktion in Deutschland unter Umständen einmal verhört werden würde, sähe sich Theseus sich womöglich mit der Frage konfrontiert, weshalb er am so- und sovielen von Kreta nach Berlin geflogen sei, und er würde denken, dass die deutschen Behörden eine Fangfrage stellten und antworten, er erinnere sich nicht mehr an jede seiner zahlreichen Reisen, und dann zu einer Ansprache überleiten, die wirtschaftlichen Verzerrungen zwischen Nord und Süd betreffend ...

Dionysos schlief während des Flugs, während sie mit einem Mann aus Wittenberg sprach, der in der Stickstoff-Produktion tätig war und ihr erklärte, wie der industriell gewonnen werde – aus Erdgas und aus Luft, über das Zwischenprodukt Ammoniak, dabei falle Wärme und leider Kohlendioxyd an. Desgleichen konnte er ihr erläutern, woraus die großen Abraumhalden aus der einstigen Kali- und Kupferproduktion der DDR bestehen, die das Bild der Industrielandschaft noch so markant prägten.

Es gab keine Passkontrolle, als sie in Tegel ausstiegen. Zwei Polizisten standen vor einer Treppe, das Geländer im Rücken. Der Schwerere der beiden hielt sein Schnellfeuergewehr lax gegen den eigenen Leib. Der jederzeit davon ausgehende mögliche Tod wirkte vulgär – weil die Augen des Beamten zwar aufmerksam blickten, die Gesichtszüge aber, durch das Wachestehen erschlafft, in keinerlei dramatischen Zusammenhang mehr zur Waffe standen.

Dionysos schritt auf die beiden zu und stellte sich, während Ariadne, etwas abseits, das Gespräch mit Theseus hinter sich brachte. Die Beamten orderten über Funk eine Kollegin herbei, die ihn wegführen sollte, zuerst aber klopfen sie ihn auf Waffen ab. Schnell kaufte Ariadne sich an einem Kiosk einen Briefumschlag, ließ genügend Marken draufkleben und warf den Pass von Theseus in die nächste Briefkasten. Dann erst trat sie zu den Polizisten hin. Die herbeigerufene Kollegin kreuzte soeben auf.

Wie er nach Berlin gekommen sei, wurde sie gefragt. – Dazu wolle sie sich nicht äußern, sagte Ariadne, aber sie bürge für Dionysos, er falle niemandem zur Last – er sei selbstständig tätig und werde hier ein kleines Restaurant eröffnen. Das hätten sie besprochen.

»Wie dem auch sei«, erklärte die Beamtin, »ich bin gezwungen, Anzeige gegen Unbekannt einzureichen: Wegen Verdachts auf Schlepperei.«

Ariadne mietete ein leerstehendes Lokal auf seinen Namen und leistete die Kautio.

»Kalliope, ich brauche Geld«, sagte sie zu mir. Sie verschwieg mir keine Einzelheit.

Dem Restaurant versprach auf einem Schild internationale Mittelmeerküche.

Als schon Gastro-Artikel über ihn erschienen und eine Leuchtschrift das zuerst handgemalten »Dionysos« ersetzte, wurde Ariadne in unserer Wohnung verhaftet – und als Schlepperin angeklagt. Len war gerade auf einer Tournee und bekam nichts davon mit. »Schleuserin droht Strafverfolgung«, titelte eine Zeitung; die Behörden hätten Ariadne auf den gespeicherten Flughafenvideos mit dem Flüchtling aus dem Flugzeug steigen sehen. Sein Asylverfahren bleibe davon unbeeinflusst.

In der Haft schrieb ein neues Kinderbuch: »Wie das Küchenmonster die Welt übernahm«. Ihr »Küchenmonster« wurde, um das vorwegzunehmen, ein Misserfolg. Es erschrecke, so hieß es, die Kinder. Reihenweise würden sie kein Fleisch unglücklicher Tiere mehr essen wollen, nur noch an allem herummäkeln, die Namen der Schadstoffe und Geschmacksverstärker in Riegeln und Fertiggerichten hersagen wie früher Werbeslogans vom Fernsehen, und ihren ahnungslosen Eltern vorwerfen, sich selbst mit belasteten Kosmetika zu vergiften.

Ich gründete ein Verteidigungskomitee und erreichte Ariadnes Freilassung. Einige beschimpften uns – wer so handle, mache das Land zu einem Hafen für politische Gewaltverbrechen.

Theseus erfuhr davon – und verlangte Aufklärung. Er erreichte nur mich. Ariadne schob das Gespräch mit ihm solange hinaus, bis er von selbst begriff – und sich bis zu seinem späteren, tragischen Tod nicht mehr bei ihr meldete. Zwischen uns beiden Schwestern waren wie früher nur wenig Worte nötig.

Das »Dionysos« hatte großen Zulauf – der leerstehende Nachbarladen wurde dazu gemietet und die Wand durchbrochen. Zunächst nur abends offen, stellte Dionysos mit den ersten Gewinnen zusätzliches Personal an, damit es schon frühmorgens mit starkem arabischen und wahlweise italienischem oder griechischem Kaffee und Kichererbsenmus oder Croissants losging. Das Restaurant wurde zum Treffpunkt derer, die noch gar nicht geschlafen hatten – und florierte, das konnte ohne Übertreibung behauptet werden. Das ganze ausgelegte Geld erhielten wir innert Kürze zurück.

Im folgenden Sommer verbrachten Ariadne und er zwei Wochen auf Naxos – Dionysos hatte es selbst so gewünscht. Er wolle die Stelle sehen, wo er lag. Hätte er ein klares Bild vor Augen, würde er vielleicht besser träumen.

Sie verstand, dass es etwas Unaufgelöstes in ihm war. Da ergab es sich dann, zwischen den beiden: Ariadne wollte – und spürte, dass er, als sorgsam behütetes Geheimnis denselben Wunsch im Innern trug ... usw.

In jenen für sie glücklichen Tagen las Ariadne von Theseus' Tod. Sie konnte ja Griechisch und blätterte gelegentlich in den Zeitungen. In dem besagten Brief,

den sie Monate zuvor auf seinem Bett fand, hatte er ihr eröffnet, er wolle in eine Partei eintreten, Politiker werden.

Wer sich auf einen hohen Felsen stelle, riskiere, von ihm in den Tod zu stürzen, das wisse er, dieses Risiko gehe er ein. Das waren seine Worte gewesen.

Natürlich hatte er dies symbolisch gemeint: Er wollte nicht sein Leben verlieren. Noch auf dem Schiff hatten sie darüber gestritten, ob wer im Staat Verantwortung übernehme, notwendig Kompromisse eingeht und damit die eigene Integrität verliere. Das wolle er selbst herausfinden, theoretisch lasse sich das nicht beantworten, hatte er ihr erklärt.

Seine Leiche war am Fuße des Geschäftshauses in Piräus aufgefunden worden, in dem die Firma seines Ziehvaters noch über eine Etage verfügte: mit gefesselten Armen, rot eingefärbtem Gesicht, abgeschnittenem Haar und ... parodistisch angeklebten Flügeln aus schwarzumrandeten Papier. Untersuchungen ergaben, dass er vom Dach gestoßen worden sein musste, nicht aus einem Fenster der Firma – zu der er gar keine Schlüssel hatte. Der Stiefvater war einvernommen worden und konnte überzeugend nachweisen, Theseus seit Monaten nicht mehr gesehen zu haben und an jenem Tag außer Landes gewesen zu sein. Die Täter wurden nie gefunden. In Athen herrschte die Überzeugung, es handle sich um ein in allen Einzelheiten vorbereitetes politisches Verbrechen. Das Fehlen aller Spuren deute auf Kreise mit einer geheimdienstlichen Vergangenheit.

Ariadne wurde kurz darauf als Schlepperin verurteilt – zu einer unbedingten Strafe wegen fehlender Reue, wie es hieß. Ihr Gesicht wirkte seit der Nachricht von Theseus' Tod in der Öffentlichkeit wie aus kaltem Marmor. Nur bei ihrem Plädoyer zeigte sie Erregung.

Ariadne sagte: Da die Erde rund ist, sei jeder Flecken auf dieser Welt gleich weit vom Zentrum entfernt; es gebe keine fernen Gegenden, kein unten und kein oben, folglich auch keinen Ort, an dem Unrecht hingenommen werden könne, weil es uns scheinbar nichts angeht.

Als sie endlich frei kam, hatte sie Unschönes erlebt. Ich hatte ihr immer das alte Zimmer freigehalten – und dort kam sie fürs Erste unter. Interviews gebe sie einstweilen keine mehr, bis Gedanken und Gefühle wieder im Einklang wären, sagte sie. Sie sah regelmäßig eine Psychologin.

XX

Zuerst richtete sich der Aufruhr nur gegen Ariadne. Als dann bekannt wurde, dass sie die Schwester der Freundin des Sängers und Gitarristen Lan sei, gab es zwar plötzlich viel Unterstützung, aber ein irrer Eiferer, der die alten, vor Gericht widerlegten Gerüchte noch immer für wahr hielt, stellte sich plötzlich vor den Eingang des Wohnhauses, predigte von einem angeblich bevorstehenden Weltuntergang und bezichtigte Lan monströser Verbrechen, der Strafe des Him-

mels werde er nicht entgehen. Lan nahm den Fanatiker nicht ernst, und ich ließ mich auf lange Diskussionen ein, um ihn zu beruhigen. Anfänglich schien diese Offenheit Erfolg zu haben. Aber nach ein paar Tagen stand der Verrückte wieder da, noch zorniger. Wir vermuteten, es gab Leute, die ihn aufhetzten. Ich habe nie begriffen, welchen Gefallen einige daran finden, absichtlich Verschwörungstheorien zu verbreiten. Nur vermutetes heimliches Schlechtes wiegt viel schwerer als offenkundiges, ja sogar in die Welt hinausposauntes. Als einziges nährt sich der Verdacht auch vom Nichts. Schlimm genug, wenn Geheimdienste mit Desinformation arbeiteten und dies intern als Kunst der unsichtbaren Kriegführung rechtfertigten. Aber dass auch ganz gewöhnliche Personen die Schadenfreude zum höchsten der Gefühle machten, mit finsterem Entschluss durch gezielte Lügen menschliche Katastrophen herführten und leicht Beeinflussbare dazu benutzten, erschien mir auf eine ganz neue Weise dämonisch. Während der Konzerte war Lan gut abgeschirmt, auch vor dem Haus stand nun ein Bodyguard. Es geschah in einer Apotheke, bei uns gleich um die Ecke, nach der letzten Tournee. Der Irre war eine ganze Zeitlang weg gewesen. Plötzlich stand er an der Kasse hinter Lan. Lautlos durchbrach er den Sicherheitsabstand der anderen. Die Apothekerin hob missbilligend den Blick, sah an Lan vorbei. Lan drehte sich noch um, denn unser Rücken ist ein Gefühlsorgan, wir nehmen es wahr, wenn uns jemand zu nahe tritt. Da traf ihn schon die lange Klinge. Leute stürzten hinzu und rissen den Täter nieder. Er konnte nicht zweimal zustoßen, aber die Verletzung erwies sich als tödlich. Noch in der Nacht verschied Lan.

XXI

Die Kinder waren untröstlich. Ariadne kümmerte sich um sie. In der Zeit war sie bereits hochschwanger. Insgesamt bekamen sie und Dionysios in den folgenden Jahren drei Jungen – dann verließ sie der Mut, noch einmal auf ein Mädchen zu setzen. Ich war innerlich wie weg. Nichts drang mehr zu mir durch.

In seinem letzten Lied hatte Len zwei Schwäne besungen. Vom Zug aus hatte er sie in der Ferne auf einem deutschen Fluss gesehen, der sich zwischen frühlinggrünen Uferbäumen hinzog. »Nur ein Schwan neben dir, einem anderen Schwan zu sein, ohne etwas anderes vorzugeben; ein kleines Wir zu sein, in einem Wunder der Farben, ein Paar, immer gleich, keine Lügen mehr, keine Falschheit im Reden noch im Tun, du und ich auf einem kleinen, ruhigen Fluss, auf breiten Flügeln manchmal abzuheben, Büsche zu sehen, die einmal im Jahr blühen, flatternd wieder aufs Wasser niederzugehen, zu tauchen, von dem zu leben, was die Welt umsonst hergibt. Wenn auf der Liebe kein Preisschild steht, wenn alles in der Natur noch allen gehört, Wasser noch Wasser ist und Luft noch Luft, wäre ein Schwan neben dir zu sein mein Glück. Wenn alle was sie sind auch sein dürfen, niemand auf niemanden schießt, niemand niemandem die Luft abdreht, das Wasser abgräbt, die Stimme raubt, dann reden wir von einer Welt ohne Zorn.

Wäre das nicht unser aller Glück? Lass es mich fragen, lass es mich träumen. Ich bin nur ein Schwan, ein Schwan neben dir, lass mich ein Schwan sein mit dir, ein dummer, einfacher, verliebter Schwan ...«

Der Täter war sofort gefasst worden. Er hatte sich nicht mal gewehrt. Das eingefrorene Grinsen in seinem Gesicht vor den Kameras der Passanten, die festhielten, wie er von der Polizei abgeführt wurde, ließ schon erahnen, dass Len Ziel eines Hasses war, der ganz andere Gründe hatte. Im Prozess machte der Täter dies auch selbst deutlich. In der Kriminologie wird in dem Zusammenhang von jenem Brandstifter gesprochen, der einst die weltberühmte Bibliothek in Alexandria zerstörte, nur damit die Flammen, die das Kulturerbe der Antike vernichteten, sein Name bekannt machen würden. Das alte traurige Lied – wer nicht geliebt wird, will lieber gefürchtet, verfemt und von allen verachtet sein als bedeutungslos. Das Tyrannenschema im Kleinen. Der Mord als kleine, widerliche Selbstbestätigung. Das Böse als Ersatz für das verpasste Gute.

Lens Band trat nicht mehr auf. Alben aber erschienen noch – Live- und Studioaufnahmen. Len hatte alle Proben und Sessions mitgeschnitten, sogar mit Video. Ein Dokumentarfilm folgte. Gefragt, wer Len war, konnte ich nur antworten: »Er war seine Musik, und was er für mich und unsere gemeinsamen Kinder weiterhin ist, brauche ich niemandem zu sagen, der je geliebt hat. Texte, in die Leben einfließt, sterben nie, und Len besang, was er lebte und leben sah. Kunst widersteht dem Tod. Wer versucht, die Kunst zu töten, liefert nur den letzten Beweis, dass sie unser kurzes Leben und jeden Wahnsinn überdauert.«

»Was denken sie über den Täter? Wünschen Sie, dass er tot umfällt?«

»Nein, der Tod ist etwas Furchtbares. Er soll leben. Einsicht ist zuweilen schmerzvoller als jede äußere Strafe sein kann.«

»Und wenn er uneinsichtig bleibt?«

»Es gibt tiefere Einsichten. Wie sprechen nicht notwendig so, wie wir träumen. Im Schlaf fügen wir uns die schlimmste vorstellbare Strafe zu; uns selbst entgehen wir nicht, wenn wir üble Dinge tun, tyrannisch sind, Morde begehen. Paradoxerweise war das Lens Thema: Wir Menschen werden möglicherweise als Engel geboren, aber wir bleiben es nicht. Wir begehen Fehler. Das gehört zum Menschsein. Unweigerlich. Die Vollkommenheit ist eine Abstraktion. Das Gute gibt es nicht ohne das erinnerte Schlechte. Menschliche Zivilisation in ihrer ganzen Verschiedenheit und Vielfalt ist der stets neue Versuch der Überwindung dessen, was in schrecklicher Erinnerung blieb. Schlechtes als das Üble erkennen ist das beste vorstellbare Gute.«

XXII

Dionysos holte seine totgeglaubte Mutter nach, Semele. Sie war nachtaktiv, galt als verschollen, eines der Opfer der Bombardierungen aus der Luft. Niemand durfte die Stadt verlassen. Ein ferner Verwandter holte sie aus dieser Totenwelt

heraus, schleuste sie durch die Kontrollpunkte der Kriegsparteien. In einer ehemaligen Tiefgarage hatte sie sich verborgen. Alle Bäume waren verkohlt, das Meerufer eine Kloake, alle Denkmäler umgekippt und zerschlagen. Sie wurde zur Schutzgöttin von uns allen – stumm verwaltete sie im Restaurant die Kasse.

Dann machte Ariadne mir einen Vorschlag: sie als kritische Finanzspezialistin, ich als Anwältin ...

»Wir könnten internationale Mandate übernehmen.« Ich sagte ohne nachzudenken Ja.

Wenn die Agenda es zuließ, machte Ariadne gelegentlich einen Abstecher nach Zug für einen Gefangenenbesuch. Ihr Informant hielt sich gut und konnte damit rechnen, dass ihm der letzte Drittel der Strafe erlassen würde. Er hatte abgenommen, nicht so sehr wegen der körperlichen Arbeit auf den Feldern der Haftanstalt und in der Wäscherei, wie er sagte, sondern weil die Nahrung nicht mehr gedankenlos zu sich nehme, wie er sagte: »Das Essen wurde mir der wichtigste Moment der Ruhe, ich bin ganz darin vertieft, lass mich durch nichts ablenken. Wenn ich nachts schlafe, bin ich unruhig. Es ist überhaupt furchtbar, in einer Zelle zu sitzen. Ich werde nicht mehr in Zug wohnen, wenn ich rauskomme.«

»Wo wollen Sie denn hin? Können wir helfen?« Ariadne wusste, dass seine Frau ihn verlassen hatte und nur die Kinder ihn eine Zeitlang noch aufsuchten, dann aber, inzwischen erwachsen, Stellen in anderen Ländern annahmen.

»Ich weiß noch nicht. Nur weg.«

»Für immer?«, fragte sie.

»Erinnern sie sich an den alten Mann am See, auf der Parkbank? Er verließ damals die Stadt. Warum, das erzählte er nicht. Auch ich hatte ihm dieselbe Frage gestellt. Er lächelte nur und sagte: »Im Alter ist nichts mehr für immer, alles nur noch ein Provisorium.««

Ariadne sah jetzt erst auf sein graues, verbliebenes Haar. Sie wollte ihm versichern, er sei doch noch gar nicht alt, aber etwas hielt sie zurück. Doch sie hielt seinem Blick stand, bis er, kurz tief Luft holend, die Augen niederschlug. Nie hatte er, auch bei Gericht nicht, einen Vorwurf an sie gerichtet.

»Es tut mir so leid«, sagte sie.

»Wofür wollen Sie sich entschuldigen? Es war mein Entschluss«, sagte er nur.

»Wissen Sie was? Hier im Knast begegnen mir Mitgefangene mit Achtung, ist das nicht sonderbar? Niemand redet hier von dem, was er getan hat. Aber alle wissen es von allen. Seltsamerweise habe ich erst hier gelernt, dass es immer, in allem, so etwas wie Würde gibt im Umgang mit Menschen.«

»Selbst bei einer Straftat?«, fragte sie.

»Selbst bei einem Mord – die einen Mörder hier werden verachtet, die anderen nicht. Es kommt immer darauf an. Der Ton macht die Musik, sagte mein eigener Vater jeweils. Meine Eltern leben nicht mehr. Ihre ja auch nicht – das wollte ich Sie schon immer mal fragen. War das der Grund für Sie, all das zu tun?«

»Was zu tun?«

»Nun, mich zu besuchen, beispielsweise.«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Es könnte schon einen Zusammenhang geben«, erklärte er. »Wollten Sie nicht einmal Börsenmaklerin werden? Ich habe das irgendwo gelesen. Weshalb entschieden Sie sich dagegen? Sie hätten auf eine ähnliche Stelle kommen können wie ich, wenn Sie genug gehabt hätten vom Rummel.«

»Sie meinen, dass ich dann hier sitzen würde, vielleicht an Ihrer Stelle?«

»Nicht hier – es gibt eine Frauenabteilung«, scherzte er.

Die Frage ging ihr nicht mehr aus dem Kopf, auch als er entlassen wurde und Sie ihn an mit dem Taxi an der Pforte abholte. Er wollte zum Seeufer gefahren werden und auf die Parkbank sitzen. Lange blickte er unbewegt in die Weite. Als er in seinen Gedanken wieder bei ihr war, übergab sie ihm einen Umschlag. »Vom Unterstützungskomitee. Ganz legal.«

Er wollte ablehnen, aber sie insistierte. »Es ist keine Belohnung, so hoch ist der Betrag nicht, nur eine Hilfe.«

Dann zog sie noch einen Umschlag hervor. »Die Flugtickets«, sagte sie.

»Was bedeutet Ihnen Prominenz?«, fragte er unvermittelt. Zögernd fügte er hinzu: »Die Leute kennen doch Ihren Namen – und sie kennen auch meinen. Ich weiß noch nicht, wie ich mich verhalten soll. Interviews mit der Boulevardpresse habe ich abgelehnt.«

Sie dachte nach: »Bekanntheit für sich genommen ist bedeutungslos, befriedigt höchstens die Eitelkeit, doch das merken die Leute. Die Rache ist das Verlachtwerden. Dann wird Prominenz zur Plage. Doch Gehör zu finden für das, was durch die Erfahrung, die eigene und die von anderen, bedeutsam scheint, das ist ein Privileg.«

»Das dann aber vielleicht auch zur Pflicht wird?«, fragte er nach.

»Ist Aufrichtigkeit eine Pflicht? Ist Wahrheit eine? Gerechtigkeit?«

»Sie meinen, was unmittelbar einsehbar ist, brauche keinen Zwang?«

»Ethik ist eine Pflicht ohne Zwang. Sie ist die Lehre dessen, was sich von selbst.«

»Verstehen sollte?«

»Glücklich, wer einsieht, was einzusehen ist – vielleicht würde ich es so sagen wollen. Sie fragten mich doch nach meinen Eltern. Wenn ich offen sein darf: Es gibt keinen Tag, an dem ich nicht an sie denke.«

Sie kehrten zurück zum Taxi, er stieg allein ein. Sie schlenderte allein zum Bahnhof. Bevor der Wagen losfuhr, hatte er die Scheibe noch einmal heruntergelassen, lächelnd.

Sie sagte: »Grüßen Sie Athen!«

Ariadne und ich hatten unser Büro in der Wohnung. Die Fälle, die wir übernahmen, füllten die Aktenregale bis obenhin. Worin die Rechte einer jeden Per-

son bestehen, steht leider nicht immer fest. Behörden legen Gesetze und Verordnungen durchaus eigenwillig aus, etwa um Geld einzusparen und andere, verwaltungsinterne Zielvorgaben zu erfüllen, oder wenn die politischen Vorgaben von oben ändern und scheinbar ganz allgemein der Wind dreht. Ämter atmen einen ganz bestimmten Geist und verteidigen ihr eigenes Prestige. Manchmal half ein freundliches Schreiben – Ariadne zeigte sich da sehr einfallreich – manchmal sorgte erst ein Gutachten für ein Umdenken. Ariadne entwickelte sich immer mehr zu einer Juristin, und brauchte mich immer weniger. Vor Gericht ging es selten.

War es Neigung, waren es Filme, die mich prägten – ich ließ mich eines Tages selbst als Richterin wählen, und Ariadne führte ihre Fälle alleine weiter.

Schmerzlich spürte ich am Gericht nun selber den Spielraum, den der Buchstaben der Gesetzbücher ließen. Wo es ging, arbeitete ich auf außergerichtliche Einigungen der Streitparteien hin. Gerichte und Gesetze zählen nicht ohne Grund zu den frühesten zivilisatorischen Leistungen der Menschen – schlichtend verhindern sie Krieg, beenden aber nicht jeden Streit.

Mein älterer Sohn eiferte dem Vater nach und begann in Bands zu spielen. Er blieb nie lange, denn er merkte, dass sie ihn nur seines Namens wegen aufnahmen. Noch keine 14, gründete er mit einigen aus der Schulklasse eine eigene – *Dead Orphans*, tote *Waisen* – nannten sie sich. Im ersten Titel, der Verbreitung fand, sang er vom Tod, der kaum warten könne, Waisenkinder zu holen, weshalb denen, so der Refrain, »nur wenig Zeit bliebe für die Liebe«. Dazu zerlegte er eine bekannte Akkordfolge seines Vaters, bis nichts davon übrig zu bleiben schien und plötzlich auf einer anderen Stufe wie ein Anagramm, eines neuen Wortes mit denselben, nur anders angeordneten Buchstaben, wieder im Raum stand, so dass eine Musikkritikerin unter Verwendung des gleichen Anfangslauts der Band fand, er singe und spiele *orpheisch*, wie der mythische junge Orpheus. Das Finstere an seinen Texten löse sich in seinem Gesang so restlos auf, dass er *wilde Tiere zähmen* könnte, und es sei nur zu wünschen, dass er sich, wenn er *die Schönheit aus der Unterwelt erlöse, sich nie umdrehen werde, sondern der Kraft seiner Musik vertraue*.

XXIII

Auch der Jüngere, Linos, entwickelte einen Hang zum Wort und zur Musik, wenn auch eher zur klagenden Musik mit Noten, die immer tiefer fallen, einsilbig werden und abbrechen wie ein Seufzer – am liebsten war ihm die Tonart d-moll. Ich gestand mir lange nicht ein, dass er das womöglich von mir hatte, wenn ich mich allein wähnte, hörte ich Christoph Willibald Gluck und Luigi Boccherini – je düsterer die Musik, desto eher hellte sich meine Stimmung auf. Damals noch. Mir wurde bei ihm auch stärker noch als bei seinem älteren Bru-

der bewusst, wie philosophisch Kinder noch sind. Er glaubte, alle Menschen wären durch das Licht verbunden – nicht durch das äußere der Sonne oder die vielen Formen des künstlichen, sondern er glaubte an ein inneres, durch welches alles erkannt werde. Was er mit *alles* meinte, fragte ich ihn einmal. Ich glaube, er stellte sich die Menschen wie den sternenreichen Himmel vor.

Es ist für mich immer noch entsetzlich, daran zurückzudenken. Oft dachte er, als zweitgeborener und eben jüngerer, darüber nach, wann und warum etwas am Anfang steht und wann und warum am Ende oder vorne und hinten und weshalb einige den vordersten Rang einnehmen und andere den letzten. Er kletterte damals überall hoch, wo er Halt fand, auch an Fassaden. In der Nacht vor seinem viel zu frühen Tod hatte ich weit außerhalb der Stadt mit dem Wagen angehalten und auf das Funkeln der Milchstraße über uns gezeigt. Wo etwas endet oder anfängt, läuft oft auf dasselbe heraus, sagte ich unbedacht. Ich glaube, von ihm lernte ich, dass vorschulische Weisheit noch alles zusammen sieht, ehe sich alles in unzähligen Einzelheiten verliert. Meist bleibt auch das, was wir leichthin sagen, anderen am meisten im Gedächtnis. Die Erinnerung bei mir war durch das, was folgte, ausgelöscht, mein anderer Sohn verwendete es lange später in einem Lied, nur deshalb weiß ich es wieder. Linos' Tod war dumm, weil vermeidbar und doch nicht vorherzusehen. Keinen Ton brachte er mehr heraus, Parkbesucher, die ihn von weitem sahen, dachten, er schlafe. Er war von einem Baum gestürzt. Gelähmt und mit Schädelbruch, hatte er, wenn er noch bei Bewusstsein war, über sich nur noch die Farbe des Himmels und der Wolken durch das Grün der Äste schimmern sehen.

XXIV

Dionysos und meine Schwester stützten mich bei der Beerdigung. Ich dachte an einen Traum: Rote Punkt schoben in der Ferne Lichtkegel vor sich her; es waren Fahrzeuge, auf die ich von weitem sah, ohne mich rühren zu können; ich wollte sie aufhalten; keine Umrisse waren zu erkennen; die Dämmerung zeigte sich erst als Streifen am Horizont; meine Muskeln fühlten sich an wie steifgeschlagenes Eiweiß. Ariadne hatte einen jungen Philosophen gebeten, am Grab die letzten Worte zu sprechen. Seine Stimme war nicht ölig und auch nicht rumpelnd monoton wie bei jenen, die berufsmäßig Leichenreden hielten. Er kannte einige Lieder von Linos, griff einen Titel heraus und wollte beweisen: Kunst entsteht aus Anteilnahme. Ich hörte nicht hin. Dionysos zeigte sich sehr mitgenommen, er hatte Linos im Restaurant hinter die Kulissen blicken lassen, ihn in Küchegeheimnisse eingeweiht. Dionysos wiederholte mir in danach jedes Mal, wenn ich unerreichbar schien und ohne essen zu wollen, an der Restaurantbar saß, die Argumentationslinie jenes philosophischen Autors. Ariadne gab mir auch den Text. Ich weigerte mich, ihn zu lesen. Ich sagte nur: »Trauer ist Trauer, weil sie sich nicht denken lässt.« Weshalb sollte mir abstrakter Sinn helfen?

Meine Schwester war verzweifelt, und um zu mir durchzudringen, begann sie den Stoff zu einem Kinderbuch auszugestalten. Es machte mich wütend. Deshalb wird Trauernden zugemutet, das Unannehmbare anzunehmen, nur weil es dieses Wort gibt: Tod? Was für einen Zweck hatten Reden über das Leben, wo es endet? Beileid teilt sich am verständlichsten wortlos mit. Ariadnes Buch wurde dann doch gedruckt. »Der Pfad ist der Weg«. Das war jener Liedtitel von Lenos. Ich konnte den schmalen Band nicht aufschlagen.

»Den Sarg zu öffnen macht nicht wieder lebendig«, sagte ich. Ich spürte, Ariadne hielt mich für undankbar.

Wann es Zeit sei, die Trauer abzulegen, wird Trauernden durch die Umwelt deutlich signalisiert. Das Mitgefühl ist eines Tages einfach weg. Ein recht harter Schnitt. Klage und Kummer sind unangenehm und belasten. Plötzlich versucht niemand mehr, ein Lächeln auf dein Gesicht zu zaubern. Du musst dich selbst zurückkämpfen – zu den anderen. Die Kälte aushalten lernen. Bis in dir selbst wieder Wärme entsteht, zuerst nur in der Vorstellung, dann auch spürbar für die anderen. Dann nehmen sie dich wieder auf. »Sie hat sich wieder eingekriegt«. Dreht nicht mehr durch, spielt nicht mehr verrückt. Du kehrst zurück aus der Welt der Schatten. Musstest es tun. Als ob die schon von Aristoteles gestellte Frage, was das sei, wodurch wir leben und Empfindungen haben, dann schon geklärt wäre.